

Die lange Reise zum Land unserer Väter

Traute Herholz

Vorwort

Unser Vater Hermann Herholz (1929-2006) wurde in Geniotas (Genoten) bei Šilalė geboren, ebenso sein Vater Robert Herholz (1891-1978) und dessen Vater August Herholz (1851-1929). Seit Generationen hatten sie dort Landwirtschaft betrieben, bis der Tag kam, an dem sie aus Litauen "umgesiedelt" wurden, genauso wie über 50 000 andere Litauendeutsche, denen man im Deutschen Reich ein besseres Leben versprochen hatte. Damit begann für unseren Vater eine lange Geschichte der Entwurzelung: Umsiedlung nach Mecklenburg, Rücksiedlung nach Litauen, Flucht vor der russischen Front, Neubeginn in Mecklenburg, Flucht aus der DDR, Neubeginn im Sauerland und letzte Jahre in Siegen, wo er auch begraben wurde.

Er hat über seine Erlebnisse kaum gesprochen. Aber die Folgen der Entwurzelung können wir, die Generation der sogenannten "Kriegsenkel", noch bis heute spüren. Wir wollten diese Geschichte - und damit auch unser eigenes Erbe - besser verstehen lernen. Darum haben wir, mein Bruder Hans-Joachim Herholz und ich, uns auf den Weg gemacht und waren mittlerweile schon dreimal in Litauen, jeweils im Sommer 2010, 2011 und 2012.

Die erste Reise dauerte nur drei Tage. Wir hatten nichts weiter in der Hand als eine Skizze unseres Onkels, die er aus der Erinnerung gezeichnet hatte: den Weg von Kvedarna in Richtung Osten und den ungefähren Lageplan des Herholz-Hofes mit Haus, Stall, Teich, Bachlauf und Kirschbäumen. Obwohl es dort inzwischen alles ganz anders aussieht, ist es uns doch gelungen, das Grundstück ausfindig zu machen und auf dem "Land unserer Väter" zu stehen, und zwar durch die unglaubliche Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Menschen, die heute dort leben und die uns willkommen heißen haben. Damals ist auch gleich der Wunsch entstanden, wiederzukommen und mehr zu erfahren.

Auf die zweite Reise bereiteten wir uns dann gründlicher vor. Wir befragten die beiden nächstjüngeren Geschwister unseres Vaters nach ihren Kindheitserinnerungen. Dabei entstand der Plan, die Fluchtroute, die unsere Familie 1944/45 genommen hatte, mit dem Auto in umgekehrter Richtung zurückzuverfolgen. Wir befassten uns durch Literatur

und Internet mit der litauischen Geschichte. Mein Bruder besuchte eine Tagung im Haus Annaberg in Bonn. Und wir lernten Rasa kennen, eine litauische Reiseführerin aus Kaunas, die mit einem Deutschen verheiratet ist und einen Teil des Jahres in Essen verbringt. Sie sollte uns auf unserer Reise für drei Tage begleiten, was sich vor Ort als unschätzbare Glücksfall erwiesen hat.

Ein zweiter Glücksfall bestand darin, dass die Schwester unseres Vaters, unsere Tante Meta, beschlossen hatte, kurz vor ihrem 80. Geburtstag ihre Heimat wiederzusehen. Sie buchte also einen Flug nach Vilnius und brachte auch gleich den größten Teil ihrer Familie mit: Sohn Günter und Schwiegertochter Helma, Tochter Silvia, Schwiegersohn Achim und Enkel Stephan. Wir verabredeten miteinander, uns in Vilnius zu treffen und von dort aus unsere Reise gemeinsam fortzusetzen, so dass wir zusammen mit Rasa zeitweilig mit neun Personen unterwegs waren.

Auf der dritten Reise im Sommer 2012 begleitete uns unsere Tante Erna, die während der Rückwanderung 1942 geboren wurde und selber keine Erinnerungen an Litauen mehr hatte. Es war sehr bewegend für uns, ihr alles zu zeigen und unser Wissen aus den beiden Vorjahren mit ihr zu teilen.

Der vorliegende Bericht handelt ausführlich von der zweiten Reise. Ich habe ihn damals unmittelbar nach der Reise als persönliches Tagebuch geschrieben und ursprünglich nicht an eine Veröffentlichung gedacht. Ich habe mich aber davon überzeugen lassen, dass unsere Erlebnisse auch für andere Litauenfreunde von Interesse sein könnten. Ich habe daraufhin versucht, eine kürzere öffentliche Fassung herzustellen. Aber dadurch gingen leider auch die Emotionen verloren, so dass ich zu der langen Originalversion zurückgekehrt bin. Nur den Bericht über die Rückreise durch Polen habe ich deutlich gekürzt, weil es darin um die Geschichte unserer mütterlichen Vorfahren geht.

Der geneigte Leser und die geschätzte Leserin mögen ja selber entscheiden, welche Kapitel für ihn oder sie ergiebig sind oder nicht. Ich wünsche jedenfalls allen viel Freude und Gewinn beim Lesen.

Herne, im Juli 2016

Traute Herholz

I. Kapitel: Unsere Hinreise auf der Fluchtroute

1.Tag: Freitag, 22. Juli 2011 (von Herne / Bochum nach Stettin)

Die zweite Reise zu unseren Wurzeln begann an einem kühlen Julimorgen. Ich startete in Herne, parkte meinen Aygo vor Hans-Joachims Haustür, und gemeinsam rollten wir unsere schweren Koffer zum Bochumer Hauptbahnhof. Der ICE nach Berlin traf pünktlich um 9.30 Uhr ein. Die Plätze waren reserviert, und auch alles andere war sorgfältig vorbereitet.

Nur das Menschliche, das Emotionale, das Augenblickliche, das hatten wir nicht planen können. Und das war es, was uns schon seit Tagen in eine leise Anspannung versetzte. Wir hatten vor, die Fluchtroute von 1944/45 nachzuvollziehen, uns in Danzig den Beginn des Zweiten Weltkrieges zu vergegenwärtigen und zahlreiche Orte aufzusuchen, an denen Familienmitglieder geboren wurden, geheiratet haben oder begraben sind. Es war eine ganze Liste von deutschen, polnischen und litauischen Namen, die wir abarbeiten wollten.

Im Zug erzählte mir Hans-Joachim von seinem nächtlichen Missgeschick: Sein eigens für diese Reise angeschafftes und aufwändig präpariertes Notebook war ihm beim Einpacken aus der Hülle gerutscht und auf den Fußboden gefallen, sodass das Display kaputt war und damit alle gespeicherten Daten unleserlich und alle gewünschten Kommunikationsmöglichkeiten „mit einem Schlag“ dahin waren. Das hatte ihn nicht ruhen lassen, bis er übers Internet einen Inder am Berliner Ostbahnhof ausfindig gemacht hatte, der sich auf den Einbau genau dieses Display-Typs spezialisiert hatte, und ihm in einer E-Mail das Problem geschildert hatte, verbunden mit der Bitte um eine Handy-Nachricht. Wie sich später herausstellte, hatte der hilfreiche Inder diese E-Mail jedoch nicht erhalten. Sonst wäre er selbstverständlich mit dem Ersatzteil vom Ostbahnhof zum Hauptbahnhof geeilt und hätte es mit seinen flinken Fingern an Ort und Stelle eingebaut, sodass wir unsere Reise ohne Verzögerung hätten fortsetzen können. So aber warteten wir bis Berlin vergeblich auf eine Nachricht, und es gab keine andere Alternative, als unsere Reise das erste Mal zu unterbrechen.

So blieb ich also mit zwei schweren Koffern am Hauptbahnhof zurück, drehte ein paar Runden und nutzte dann die Entschleunigung dazu, die ankommenden und abfahrenden Züge und die reisenden Menschen zu beobachten. Wo sie wohl alle hin wollten? Und warum sie nicht da blie-

ben, wo sie gerade waren? Immerhin hatten sie sich freiwillig auf den Weg gemacht, anders als unsere Familie im Sommer 1944. In dem Gemimmel erschien es mir noch unfassbarer als bisher, dass unsere Großmutter Frieda auf der Flucht keines ihrer sieben Kinder verloren hat.

Währenddessen war Hans-Joachim mit der S-Bahn unterwegs und dank der vorzüglichen Verbindungen in kaum mehr als einer Stunde mit einem heilen Notebook und einem strahlenden Gesicht wieder zurück. Er schwärmte nur so von der Kompetenz und der Freundlichkeit des Fachmannes und konnte erst jetzt die Reise wirklich beginnen. Dies war die erste in einer Kette von hilfreichen und beglückenden Begegnungen.

Durch die Unterbrechung waren wir allerdings aus dem Rhythmus geraten, da die Züge nach Angermünde zwar stündlich fahren, es aber dort durchaus nicht stündlich nach Stettin weitergeht. Wir stiegen, nur eine Stunde später als geplant, um 15.34 Uhr in den RE nach Schwedt (Oder) und kamen nach einer etwas unbequemen Fahrt in einem für schwere Koffer eher ungeeigneten Zug zu einem unerwarteten Aufenthalt in der Uckermark, von 16.26 Uhr bis 18.04 Uhr. Auf dem verregneten Bahnhofsvorplatz beobachteten wir die Dorfjugend und malten uns aus, welche Höhepunkte ihr Leben wohl bereithalten mag. Dann kehrten wir in eine Lokalität ein, die zugleich Lebensmittelladen, Imbissstube und Kommunikationszentrum war. Dort war es warm und die Bedienung freundlich, und selten hat uns ein Kaffee mit Bockwurst für so wenig Geld so gut getan. Wir bestellten gleich noch einmal dasselbe und konnten so die Wartezeit gut nutzen. Es war die zweite und zugleich letzte Unterbrechung unserer Reise.

Der RE nach Stettin rollte mit nur wenigen Minuten Verspätung ein. Die meisten Menschen im Abteil sprachen Polnisch. Die gut einstündige Fahrt durch die verregnete Uckermark wirkte auf uns unglaublich spannend. Wir sichteten die ersten Störche. In Stettin hatte der Regen noch zugenommen, sodass wir mit unseren Koffern tiefe Pfützen umrunden mussten und auf dem kurzen Weg zum „Ibis“ völlig durchnässt waren. Unter der warmen Dusche musste ich schon wieder an die Flucht denken: Damals hatten sie keine warme Dusche gehabt, kein sauberes Bett und auch nicht jeden Tag genug zu essen.

Im Hotel gab es ein ausgesprochen nettes Restaurant im französischen Bistro-Stil, das „l'Estaminet“, mit einer ausgesprochen netten polnischen Bedienung mit Englischkenntnissen. Wir ließen uns einen Grill-

teller mit polnischem Bier schmecken und beendeten zufrieden den ersten Tag unserer Reise.

2. Tag: Samstag, 23. Juli 2011 (Von Stettin über Łodzia nach Danzig)

Der heutige Tag sollte dazu dienen, Stationen der Flucht von 1944/45 aufzusuchen: Stettin, Laubheim, Elsenort, Bromberg, um dann dort anzukommen, wo der Krieg am 1.9.1939 begonnen hatte, in Danzig.

In Stettin hatte der Flüchtlingstreck im Januar/Februar 1945 die Oderbrücke überquert. Unser Vater Hermann wurde damals gerade 16 Jahre alt. Er war auf einmal unfreiwillig der älteste „Mann“ in der Familie, da sein auf den Tag genau vier Jahre älterer Bruder Albert als Soldat vermutlich schon 1944 irgendwo in Ungarn gefallen war und sein Vater Robert zum „Volkssturm“ eingezogen worden war. So musste Hermann zusammen mit seinem elfjährigen Bruder Robert das Pferdefuhrwerk lenken, während die dreizehnjährige Meta eine besondere Begabung hatte, Lebensmittel für die Familie zu organisieren. Die drei kleineren Mädchen Hulda, Marta und Erna waren neun, sechs und gerade drei Jahre alt.

Das jüngste Kind, Erika, war noch ein Säugling von elf Monaten. Von ihr erzählte mir meine Großmutter, wie sie sie während der Fahrt stundenlang bis zur Erschöpfung im Arm gehalten habe und oft kurz davor gewesen sei, sie einfach an den Wegesrand in den Schnee zu legen, wie es mit ungezählten Kindern geschehen ist. Sie hatte jedoch immer wieder die Kraft, ihr Baby festzuhalten und bei eisiger Kälte zu stillen, so dass sie alle entkräftet, aber lebend, nach vier Wochen in Hof-Sülten/Mecklenburg ankamen, wo sie die nächsten acht bis fünfzehn Jahre ihres Lebens verbringen sollten – bis zur nächsten Flucht aus der DDR... Dort bin ich im Mai 1952 zur Welt gekommen.

Wir hatten für unseren Stadtrundgang nur gut zwei Stunden eingeplant, da wir mittags um 12.30 Uhr unseren Mietwagen abholen konnten und anschließend eine Strecke von 450 km vor uns hatten. Wir ließen die „Jakobikirche“ mit dem auffallenden neuen Turmhelm links liegen, ohne zu wissen, dass darin die Uraufführung des berühmten „Hochzeitsmarsches“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy stattgefunden hatte (Wikipedia). Wir würdigten auch nicht die breiten Boulevards, die weiten Plätze und die großzügigen Parks, die laut Reiseführer an Paris erinnern sollen und über denen angeblich „bis heute der Geist des Barons

Hausmann schwebt“ (Kristine Jaath: Polen – Ostseeküste und Pommerische Seenplatte, Bielefeld: Reise Know-How Verlag, 1. Aufl., 2008, S.144).

Wir bemerkten aber auf dem Weg zum Schlosshügel durchaus die rege Bautätigkeit, denn hier wird seit 1995 das historische Altstadtbild rekonstruiert, sodass die „jüngste Altstadt Polens“ entsteht. Auch das „Schloss der Herzöge von Pommern“ ist eine Rekonstruktion. Es wurde 1944 durch alliierte Luftangriffe völlig zerstört und von 1958 bis 1980 in seiner historischen Renaissance-Gestalt wieder aufgebaut. Außer dem Standesamt und dem Schlossrestaurant befinden sich dort zahlreiche Kultureinrichtungen wie Theater, Kino und die Schlossoper. Im Schlosshof waren Stühle gestellt für ein Open-Air-Konzert. Verschiedene sehr festliche gekleidete Personen irrten mit Geschenken und Blumensträußen suchend durch den Regen. Vielleicht verstanden sie ebenso wenig Polnisch wie wir und konnten darum den Hinweis auf das Standesamt nicht auf Anhieb entziffern: „URZAD STANU CYWILNEGO SZCZECIN“. Vom Schlosshof aus „genossen“ wir den Blick auf das Knäuel von Schnellstraßen, das die Sicht auf den Oderhafen verstellt. Dann begaben wir uns zur Oderbrücke mit dem Blick auf die Stadtsilhouette und waren wieder mit unseren Gedanken in der Vergangenheit: Diese Brücke hatten sie damals überquert.

Wir holten unsere Koffer im Hotel ab, wo eine sehr freundliche Angestellte sie für uns eingeschlossen hatte, und rollten damit zum benachbarten „Novotel“, wo ein sehr freundlicher Europcar-Mitarbeiter uns einen fast neuen Ford-Focus aushändigte, während wir nur einen Renault-Clio bestellt hatten. Die Freundlichkeit der Menschen sollte uns auch weiterhin auf dieser Reise begleiten. Da die Straßenführung und das Navi nicht auf Anhieb übereinstimmten, kamen wir noch zu einer kleinen Stadtrundfahrt, bevor wir uns auf der A 10 in Richtung Warschau aus Stettin verabschiedeten.

Mehr als 3 100 Autokilometer lagen nun vor uns. Fast 60 Stunden haben wir dafür gebraucht, denn in Polen kommt man nicht zügig voran, weil es fast keine Autobahnen und kaum Umgehungsstraßen gibt. Aber dafür kommt man durch unzählige Ortschaften, kann die Landschaft genießen, die Störche zählen und die polnische Seele der überwiegend männlichen Autofahrer studieren. Wir hatten es ja auch nicht eilig, ganz im Gegenteil. Hans-Joachim vertraute sich seinem Navi an, und ich kontrollierte noch einmal alles auf meiner top-aktuellen zweisprachigen Nord-Polen-

Karte aus dem Reise-Know-How-Verlag, sodass wir sicher unterwegs waren und uns kein einziges Mal ernsthaft verfahren haben.

Unsern ersten Halt machten wir nach 120 km in Miroslawiec, ehemals Märkisch-Friedland. Hierher kommt die Mutter unserer Cousine Karin, Tante Gertrud, eine Schwägerin unserer Mutter. Darum mussten wir wenigstens einmal die Kirche umrunden und fotografieren, um Karin davon zu berichten. Die Kirchturmuhre auf dem Foto zeigt 15.28 Uhr.

Über Piła (Schneidemühl) und Wyrsysk (Wirszitz) näherten wir uns nach zwei Stunden und 110 km einem weiteren „historischen“ Ort, von dem ich erst kürzlich durch ein Telefonat mit Tante Meta erfahren hatte: Łodzia, ehemals Laubheim, ein Straßendorf mit kaum mehr als zwanzig Häusern in der Nähe von Bromberg. Hier hatte die Familie Herholz vom Sommer 1944 bis zur Flucht im Januar 1945 gelebt. Den Namen „Bromberg“ hatte ich einmal von unserm Vater gehört, ohne die genaueren Zusammenhänge zu verstehen. Von dem übereilten Aufbruch aus Litauen im Sommer 1944 „während der Heuernte“ hatte auch Onkel Robert im letzten Jahr gesprochen. Zusammen mit Tante Metas Informationen ergibt sich daraus das folgende Mosaik: Im Juli 1944 hat Mutter Frieda aufgrund eines offiziellen Räumungsbefehls mit ihren sieben Kindern Genoten verlassen, während Vater Robert zur Erntearbeit noch dableiben musste und erst nach Wochen in Laubheim wieder zur Familie stieß. Robert jun. hat den Aufbruch als besonders dramatisch in Erinnerung behalten. Er besuchte zu dem Zeitpunkt gemeinsam mit seinem gleichaltrigen Vetter Adolf die deutsche Schule in Schillehlen (Šilalė). Sie waren die Woche über im Internat untergebracht und erfuhren dort „zufällig“ vom Herannahen der russischen Front und von den bevorstehenden Evakuierungsmaßnahmen. Sie beschlossen umgehend, aus dem Internat auszureißen, und liefen, ohne anzuhalten, etwa 12 km übers Feld nach Hause. Sie kamen gerade noch rechtzeitig, um sich dem Treck anzuschließen.

Im Nachhinein wäre diese Eile gar nicht nötig gewesen, weil der Treck bereits in Tauragė (Taugoggen) zum Stillstand kam. Wie lange er sich dort aufhielt, weiß ich nicht. Jedenfalls reichte die Zeit aus, um an einem Sonntag in der evangelischen Kirche alle Kinder zu konfirmieren, die ungefähr in dem entsprechenden Alter waren und dieses wünschten. Dazu gehörte auch unser Vater Hermann mit 15 Jahren. Ob er jemals einen kirchlichen Unterricht besucht hat, ist mir nicht bekannt. In dieser

Zeit soll Vater Robert mehrmals aus Genoten hin und her gefahren sein und seine Familie besucht haben.

Dann kam der endgültige Abschied aus Litauen, ein Abschied ohne Rückkehr - bis zu dem Tag, an dem sich unsere Tante Meta nach genau 67 Jahren im Juli 2011 kurz vor ihrem 80. Geburtstag auf den weiten Weg gemacht hat, um Spuren ihrer Kindheit wiederzufinden. Bei den Reisevorbereitungen sind ihr auch diese Geschichten wieder eingefallen.

Mit dem Zug fuhren sie nach Laubheim (Łodzia). Dort wurde ihnen „ein kleines Häuschen zugewiesen“. Wer vorher darin gewohnt hat, ist nicht bekannt, vermutlich Polen, die ihr Haus räumen mussten. Das Haus lag direkt an der Bahnlinie, dahinter ein polnischer Bauernhof, wohin die Kinder zum Kartoffelbuddeln kommen durften (oder mussten?). Wir haben alle Häuser in Łodzia fotografiert, die dafür infrage kamen. Aber eine eindeutige Identifizierung ist auch Tante Meta nicht gelungen.

Für Nahrungsmittel bekamen sie Lebensmittelmarken. Auch in dieser Phase des Krieges funktionierte offenbar noch die Organisation. Aufgrund der großen Kinderschar konnte Mutter Frieda haufenweise Zuckergutscheine horten und tauschen. Zum Einkaufen fuhren sie mit dem Zug vom benachbarten Elsenort aus nach Schneidemühl, Wirsitz oder Bromberg. Schule gab es in dieser Zeit keine. Im Herbst kam Vater Robert aus Litauen dazu, aber nicht für lange. Er wurde zum „Volkssturm“ eingezogen, um den Krieg doch noch zu gewinnen.



Der

„Bahnhof Elsenort“ hatte in Tante Metas Bericht immer wieder eine Rolle gespielt. Deshalb statteten wir dem Backsteingebäude mit dem Kachelofen im Warteraum einen ausführlichen Besuch ab und stellten fest, dass die Züge noch fahren und die Länge des Bahnsteigs spielend für einen haltenden ICE ausgereicht hätte. Der Giebel mit der Aufschrift „Anieliny“ ließ noch erkennen, dass hier früher einmal ein anderer Ortsname gestanden hatte. Insgesamt glich das Gebäude eher einem einsamen Haltepunkt in einem Wildwestfilm, und auch der benachbarte „Supermarkt“ passte in dieses Bild. Dorthin hatten die Kinder ihren Vater begleitet, bis er in den Zug gestiegen und ihren Blicken entschwunden war. „Plötzlich war er weg“, um erst 1946 in Hof-Sülten wieder aufzutauchen. Bis dahin musste Mutter Frieda mithilfe ihrer älteren Kinder ihre große Familie durchbringen. Das erste Mal wären sie beinahe alle zusammen in Laubheim zu Tode gekommen. Im Winter hatte ein schadhafter Ofen im Schlafräum dazu geführt, dass sie fast erstickt wären, wenn nicht ein aufmerksamer polnischer Nachbar dies bemerkt hätte und ihnen zur Hilfe gekommen wäre.

Dass Tante Meta mit dieser kurzen Etappe so intensive Erinnerungen verbindet, hat uns verwundert. Es muss trotz der Kürze der Zeit eine Beziehung zu diesem Ort entstanden sein. Und auch wir haben, als wir dort am Waldrand standen, überlegt, ob es nicht besser gewesen wäre, hierzubleiben und sich mit den Kindern irgendwo zu verstecken, anstatt sich den Strapazen der Flucht, dem Hunger, der eisigen Kälte und den Tieffliegerangriffen auszusetzen. Aber diese Frage ist für uns nicht zu beantworten, weil wir nicht in der Situation stecken und man hinterher immer schlauer ist.

Der Aufbruch aus Laubheim muss sich auch wieder überstürzt abgespielt haben. Die beiden eigenen Pferde standen nicht zur Verfügung, sondern waren in Schlossberg (Sadki) untergestellt worden (warum?). Ein Pole hatte den Auftrag (von wem?), die Familie mit einem Pferde fuhrwerk über die Grenze zu bringen. Er verschwand jedoch zum Ausreten im Wald und kehrte nicht mehr zurück, sodass jetzt Hermann und Robert das Fuhrwerk lenken mussten. Von dieser Begebenheit hatte auch Robert im letzten Jahr erzählt und besonders an der Stelle geweint, als ihm die frierenden Pferde in Erinnerung kamen.

Die Menschen in Łódzia und Anieliny, die uns aufmerksam registrierten, haben sich vielleicht gewundert, was wir dort suchten. Da wir aber mit Warschauer Kennzeichen unterwegs waren, sind sie bestimmt nicht auf

die richtige Fährte gekommen. Und wir konnten sie leider kein einziges Wort fragen. So machten wir uns auf den Weg nach Bydgoszcz (Bromberg). Wir fuhren das erste Stück über Feldwege, was wir zur Entschleunigung manchmal tun, um die Umgebung intensiver wahrzunehmen und die Eindrücke wirken zu lassen.

In Bromberg hatten wir keine weiteren Anhaltspunkte für Erinnerungen. Es ist eine sehr schöne Stadt an der Weichsel, die im Krieg weitgehend unzerstört geblieben ist und noch viel charmante Jugendstil-Architektur aufzuweisen hat. Schon beim Spaziergang über den schönen Marktplatz vermittelten uns Jazz-Klänge aus den Restaurants, eine Open-Air-Bühne mit Zuschauerbänken und Plakate mit Ankündigungen von Musikereignissen den Eindruck von einem regen Kulturleben. Bydgoszcz ist bestimmt eine Reise wert. Wir aber beschränkten uns darauf, uns polnisches Bargeld zu besorgen, und setzten unsere Tagestour ohne weitere nennenswerte Unterbrechungen fort.

Jetzt waren es noch ungefähr 180 km bis zum heutigen Ziel. In Richtung Norden kamen wir ab Grudziadz (Graudenz) in den Genuss einer mautpflichtigen Autobahnstrecke, was unsere Durchschnittsgeschwindigkeit für nur 17,60 Złoty enorm erhöhte. Wir fuhren in nordwestlicher Richtung an Danzig vorbei nach Sobieszewo, einer Insel, die zum Stadtgebiet von Danzig gehört, 15 km vom Zentrum entfernt. Diese Insel im Weichseldelta ist vor über 100 Jahren durch menschliche Einwirkung entstanden und hieß damals „Bohnsack“. Sie ist heute eine ökologische Insel mit Landschafts- und Vogelschutz und ein beliebtes Erholungsgebiet zum Baden und Fahrradfahren. Von alledem hatten wir keine Ahnung gehabt, sondern nur ein günstiges Hotel für zwei Übernachtungen gesucht. So überquerten wir gegen 22 Uhr auf einer abenteuerlichen Rollbrücke die „Tote Weichsel“ (Martwa Wisła) und trafen kurz darauf im Hotel „Vega“ ein.

Trotz des etwas anrühigen Namens handelte es sich keineswegs um eine zwielichtige Absteige, sondern um ein ganz entzückendes familiengeführtes Hotel. Es war offensichtlich ganz neu und geschmackvoll mit viel Liebe zum Detail eingerichtet. Auf der Homepage hatte gestanden, dass die Rezeption am Wochenende nicht besetzt sei. Deshalb hatte Hans-Joachim vorsichtshalber seine polnische Freundin Małgosia gebeten, dort für uns anzurufen und unsere späte Ankunft anzukündigen. Soviel Vorsorge wäre aber im Nachhinein gar nicht nötig gewesen, denn die Chefin hatte noch auf uns gewartet und sprach sehr gut Deutsch. Sie

konnte uns auch sagen, wo wir zu so später Stunde noch etwas zu essen bekommen würden.

Wir machten zuerst einen Spaziergang zum Strand, der uns auf der besagten Homepage als „Strand sauber“ angepriesen worden war. Das war nicht zu viel versprochen. Sand, Wasser und Himmel waren wunderbar, und die Lichtverhältnisse kündigten einen strahlend schönen Sonntag an. Zufrieden und hungrig wanderten wir zurück „ins Dorf“, wo noch der „Bär“ los war. Laute Disco-Musik drang auf die Straße hinaus und bis in den letzten Winkel. Trotzdem ließen wir uns auf der Terrasse eines gemütlich wirkenden Restaurants nieder und hatten wieder ins Schwarze getroffen. Eine ganze Großfamilie von drei Generationen bewirtschaftete den Betrieb, wobei eindeutig die Großmutter alles im Blick und unter Kontrolle hatte. Einer der Söhne nahm die Bestellung auf und machte uns den „Fisch prima“ schmackhaft, besonders der „Halibutt“ sei sehr zu empfehlen. Zusammen mit dem polnischen Bier war das Gericht wirklich ausnehmend lecker, und die sozialen Studien erheiterten uns ungemein. Als einer der polnischen Stammgäste sich allzu nahe neben mir auf der Bank niederließ und ein persönliches Gespräch suchte, waren sofort alle zur Stelle und bewegten ihn diskret zum Gehen. Die Großmutter besaß die nötige Menschenkenntnis und Autorität, und der Enkel versperrte ihm freundlich, aber bestimmt den Rückweg.

Nach diesen Erlebnissen besaßen wir die nötige Bettschwere, um sofort einzuschlafen, und waren froh, dass wir am nächsten Tag nur die wenigen Kilometer nach Danzig hin und zurück vor uns haben würden.

3. Tag: Sonntag, 24. Juli 2011 (in Danzig)

Auf dem Programm stand heute Danzig mit einem Besuch der Westerplatte und der Innenstadt. Der Tag sollte nicht zu anstrengend werden, sondern auch Zeit zum Entspannen bieten, um Kräfte zu sammeln für die nächste große Autoetappe am Montag. Das herrliche Wetter war für unsere Vorhaben ideal. Wir frühstückten ausgiebig und ließen uns Kaffee, Rühreier, Würstchen und die verschiedenen Salate von dem reichhaltigen Buffet schmecken. Als wir nach Danzig aufbrachen, holperte uns bereits auf der Rollbrücke eine endlose Blechlawine entgegen, um den sauberen Strand mit Sonntagsbadegästen zu überschwemmen. Wir waren froh, dass wir antizyklisch unterwegs waren, und wollten den Strand erst am Abend nach dem Ansturm aufsuchen.

Wir folgten den Hinweisschildern „Westerplatte“, die erstaunlicherweise immer ihren deutschen Namen behalten hat. Auf dieser schönen Halbinsel in der Danziger Bucht hat am 1.9.1939 der Zweite Weltkrieg begonnen, als deutsche Soldaten morgens um 4.45 Uhr von dem Schlachtkreuzer „Schleswig-Holstein“ aus die ersten Schüsse auf das polnische Munitionsdepot abfeuerten. Heute ist die Westerplatte eine einzige Freiluft-Gedenkstätte und eine eindringliche Mahnung zum Frieden.

Für den Rundgang durch die waldreiche Parklandschaft benötigt man mehrere Stunden, wenn man alles ausführlich zur Kenntnis nehmen möchte. Immer wieder trifft man auf große Schautafeln, die die Geschichte der Halbinsel illustrieren: Zunächst sieht man die Entwicklung ab etwa 1830 zu einem prominenten Ostseebad; dann die Stationierung einer Einheit der polnischen Armee und die Errichtung eines Munitionsdepots infolge der Versailler Verträge und aufgrund eines Völkerbundesbeschlusses in den 20-er Jahren. In einer anderen Abteilung sind sehr detailliert die Ereignisse aus den ersten Septembertagen 1939 dokumentiert, nämlich der deutsche Angriff auf die Westerplatte, der tagelange auf beiden Seiten verlustreiche Kampf bis zur Kapitulation der polnischen Soldaten sowie der gleichzeitige und ebenfalls erfolglose Widerstand der Angestellten der „Polnischen Post“ gegen Angehörige der Deutschen Wehrmacht. Es folgen weitere Fotos und Statistiken von den verheerenden Auswirkungen des Krieges, bis am Ende Millionen von Menschen ihr Leben verloren haben und Europa in Schutt und Asche lag. Betonbunker, zerstörte Kasernengebäude und Grabsteine für die getöteten Soldaten erinnern daran, wie hier auf diesem Gelände der mörderische Krieg begonnen hat. Ein unübersehbares Denkmal zu Ehren der Widerstandskämpfer überragt auf einem Hügel die ganze Anlage, und nicht weit davon entfernt mahnt ein überdimensionaler polnischer Schriftzug: „NIGOY WIECEJ WOJNY“, das bedeutet: „NIE WIEDER KRIEG!“

Am Fuße des Denkmals hat man einen grandiosen Rundblick zur Ostsee und nach Danzig. Im Vordergrund hatte gerade eine gigantische Fähre mit Namen „Polferries“ angelegt, die die Ausmaße eines mehrgeschossigen Herner Wohnblocks besaß. Dahinter in südlicher Richtung ragten zahlreiche Kräne und Masten in den Himmel, wahrscheinlich von der Danziger Werft. Es ist schon bewegend, dass am demselben Ort, an dem der Krieg begann, mit der Gewerkschaft Solidarność auch die Keimzelle

der Freiheitsbewegung entstand, die schließlich zum Ende der Sowjet-herrschaft geführt hat. Es ist, als hätte sich ein Kreis der Geschichte geschlossen. Dass wir heute ungehindert und sogar ohne Passkontrollen nach Polen und Litauen reisen dürfen, dass wir uns dort überall frei bewegen können und überall so viel Freundlichkeit genießen, darüber kann ich nur staunen. Es ist nicht weniger als ein Wunder.

Der Besuch der Westerplatte war für uns ein unverzichtbarer Bestandteil im Gesamtkonzept unserer Reise. Den Besuch der Stadt betrachteten wir dagegen als Kür und widerstanden jedem Besichtigungsstress. Danzig, „die Königin der Ostsee“, im Jahre 997 erstmals erwähnt und damit über 1000 Jahre alt, blühende Hansestadt und bedeutendster Ostseehafen, über Jahrhunderte hinweg eine Wiege der Toleranz und ein Schmelztiegel der Nationen, wurde im Zweiten Weltkrieg vollkommen zerstört und wurde danach in jahrzehntelanger Arbeit Stein für Stein wiederaufgebaut, sodass sie heute wieder das historische Erscheinungsbild aus dem 17. und 18. Jahrhundert bietet.

Sehenswürdigkeiten gibt es hier auf Schritt und Tritt, besonders in der sogenannten „Rechtsstadt“ (Głowne Miasto). Wir beschränkten uns aber darauf, einen Blick in die gotische Kirche „St. Marien“ zu werfen, die mit ihren 105 x 66 x 29 Metern die fünftgrößte Kirche der Welt ist, eine beeindruckende astronomische Uhr besitzt und mit einem bedeutenden Triptychon von Hans Memling (15.Jhd.) vor dem „Jüngsten Gericht“ warnt. Dann schlenderten wir noch am Uferkai der Motława entlang und begutachteten das „Krantor“, einen Lastenzug aus dem 15. Jahrhundert, der als das berühmteste Wahrzeichen Danzigs gilt.

Weil es uns hier jedoch überall zu voll und zu laut war und zu viele Menschen etwas verkaufen wollten, entschlossen wir uns dazu, es lieber mit der „Altstadt“ (Stare Miasto) zu versuchen, um die berühmte „Polnische Post“ zu sehen, an die ich mich aus der Verfilmung der „Blech-trommel“ von Günter Grass erinnere. Dort war es wohlthuend ruhig. Alles sah etwas verkommener und echter aus, sodass wir uns gern auf einer Bank mit Blick auf das ehrwürdige Backsteingebäude niederließen, ein sozialistisch anmutendes Freiheitsdenkmal zu entschlüsseln versuchten und ein paar lustigen schwarzen Vögeln bei der Futtersuche zuschauten. Ein paar Schritte weiter entnahmen wir dem Reiseführer, dass die Kirche „St. Brigitte“ in den 80-er Jahren zum Symbol des polnischen Widerstands wurde, weil hier große „Messen für das Vaterland“ abgehalten wurden. Unser Spaziergang führte weiter an der sechs

Stockwerke hohen „Großen Mühle“ (14.Jhd.) und an dem „Altstädtischen Rathaus“ (16.Jhd.) vorbei, bevor wir uns auf den Rückweg zum Auto machten.

Unterwegs nahmen wir noch das prächtigste Renaissance-Gebäude Danzigs, das „Große Zeughaus“, in Augenschein und bewegten uns durch die Hauptfußgänger- und Einkaufspassage wieder zurück. Hier gab es jedoch noch mehr „Disneyland“ als am Kai, sodass wir bald die Flucht ergriffen. Den größten Spaß hatten wir zuguterletzt an einer Springbrunnenanlage auf der Rückseite der Marienkirche, bei der sich viele Kinder und Erwachsene damit vergnügten, den plötzlich aus dem Boden hervorsprudelnden Fontänen möglichst trocken zu entkommen. Alle waren lustig, und wir fanden, dass jede Stadt eine solche Anlage braucht.

Auf der Rückfahrt zum Hotel kam uns tatsächlich die bereits bekannte Blechlawine wieder entgegen. Es schien, als hätte ganz Danzig den Tag am Strand verbracht. Auch den Bankautomaten in unserm „Dorf“ hatten sie komplett leergeräumt. Wir besaßen aber noch genügend Złoty, um uns in einem garantiert aus dem Sozialismus übriggebliebenen und sehr bemerkenswerten Nicht-Selbstbedienungs-Laden mit Getränken zu versorgen. Danach brauchten wir eine kleine Ruhepause, bevor wir zu dem immer noch sauberen Strand aufbrachen und zum Abschluss noch einmal unser zum Stammlokal ernanntes Restaurant aufsuchten. Der Wirt freute sich ausnehmend, uns wiederzusehen. Und auch diesmal schmeckte der Fisch vorzüglich.

4. Tag: Montag, 25. Juli 2011 (von Danzig nach Vilnius)

Heute war ein reiner Reisetag mit nur wenigen Außenkontakten. Für die 600 km von Danzig nach Vilnius hatte der Routenplaner neun Stunden veranschlagt. In Wirklichkeit brauchten wir dafür – mit nur einer längeren Pause in Elk – dreizehn Stunden, was im Nachhinein entschieden zu viel war. Die Bach-Choräle und Bach-Kantaten reichten für diese Entfernung bei Weitem nicht aus. Nach mehrmaligem Hören waren wir auch für das Brahms-Requiem bereit: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Und in den schwermütigen Wäldern Masurens erschienen uns später auch die Klagen des „Elias“ angemessen.

Zunächst aber starteten wir fröhlich über die Rollbrücke und schmetterten: „Jesu, meine Freude“, als uns bereits die erste größere Umleitung

einen Rückstand bescherte. Noch mehr Zeit verloren wir 170 km später in Olsztyn (Allenstein), wo wir eine kleine Mittagspause einlegen und schon einmal vorsorglich unser für den Rückweg gebuchtes Hotel in Augenschein nehmen wollten, damit wir am darauffolgenden Montag zu später Stunde nicht mehr allzu lange zu suchen hätten. Nachdem wir jedoch mehrfach durch Baustellen und Umleitungen im Kreis gefahren waren und auch das Navi keinen Ausweg mehr wusste, beschlossen wir, die Stadt zu verlassen und das Hotel für unerreichbar zu halten. So haben wir Allenstein als eine hässliche und ungastliche Stadt in Erinnerung, was zweifellos ungerecht ist, denn unsere Cousine Karin hatte von einer entzückenden Altstadt berichtet. Da wir jedoch den Entschluss fassten, die Hotelreservierung zu stornieren, konnten wir uns von den verborgenen Reizen der Stadt nicht mehr überzeugen. Vielleicht gibt es dazu auf einer späteren Reise noch einmal eine Chance.

Unsere Mittagspause ließ nun noch gut 150 km auf sich warten, was bei unserer Durchschnittsgeschwindigkeit ungefähr drei Stunden ausmachte. Da befanden wir uns schon im tiefsten Masuren, hatten den größten See, den „Jezioro Sniardwy“ (Spiringsee), bereits hinter uns gelassen und es längst aufgegeben, jedes Storchennest mit seinen ein bis drei Bewohnern einzeln zu beachten. Wir bemühten uns vergeblich, den Ortsnamen „Ełk“ mit dem durchgestrichen „ł“ auszusprechen, und blieben aus rein phonetischen Gründen lieber bei dem deutschen „Lyck“. Hier wurde nicht nur der Dichter Siegfried Lenz 1926 geboren, sondern im April 1944 auch mein erster Freund Frank aus Solingen. So ist mir der Name seit meiner Jugend geläufig, und ich hatte Lust, den Ort kennenzulernen.

Am See fanden wir auch ein nettes Restaurant („Smetek“), wo wir nach einem leckeren Essen mit Getränken zusammen ganze 41 Złoty (10,63 €) zu zahlen hatten. Das war um 17.14 Uhr. Am Nachbartisch saß ein Paar mit Berliner Akzent, die uns kurz ansprachen. Dabei fiel uns auf, dass wir bisher auf unserer Reise kaum Deutsche getroffen hatten. Allerdings hatten wir hier in Masuren schon mehrere Hinweisschilder gesehen: „Zimmer frei. Wir sprechen Deutsch.“

Immerhin war jetzt schon über die Hälfte geschafft, sodass wir es uns nach weiteren anderthalb Stunden leisten konnten, in Suwałki (wieder mit durchgestrichenem „ł“) noch einmal einen Zwischenstopp einzulegen. Hier staunten wir über die breiten Straßen und die schönen Häuser in neoklassizistischer Bauweise und erfuhren aus dem Dumont-Reiseführer, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausländische,

vor allem italienische Architekten in Polen außerordentlich beliebt waren (vgl. Tomasz Torbus: Masuren mit Danzig und Marienburg, Ostfildern: DuMont Reiseverlag, 1. Aufl. 2010, S. 265).

Jetzt fehlten uns nur noch 200 km! Bald überquerten wir die litauische Grenze, stellten die Uhr um eine Stunde vor und machten auf einem Rastplatz die erste unangenehme Bekanntschaft mit baltischen Mücken. Zu diesem Zeitpunkt hatten es sich unsere Verwandten längst im „Radisson Blu“ in Vilnius gemütlich gemacht. Wir aber mussten noch ein Abenteuer bestehen und eine heftige Gewitterfront durchqueren, die durchaus beängstigende Qualitäten annahm. Unwillkürlich stellte ich mir vor, wie unsere Verwandten unterwegs auf dem Pferdefuhrwerk von Tieffliegern bedroht wurden. Etwa um 22 Uhr kamen wir wohlbehalten in Vilnius an. Das Unwetter hatte aufgehört, und wir waren erleichtert, alle Strapazen heil überstanden zu haben.

Das Hotel „Congress“ in der „Vilniaus gatvė“ gegenüber der „Grünen Brücke“ war nicht schwer zu finden, wohl aber die Einfahrt zu dem versprochenen hoteleigenen Parkplatz. So umrundeten wir zunächst ein paarmal den ganzen Block, bis wir schließlich das Auto „um die Ecke“ auf dem Bürgersteig abstellten, wohl wissend, dass die Geschichte von den überall lauernden Autodieben nur ein Märchen ist. An der Rezeption wurden wir von einem russisch aussehenden Mitarbeiter einigermaßen gelangweilt empfangen. Nach so einer langen Fahrt hätten wir uns ein bisschen mehr herzliche Aufmerksamkeit gewünscht, schließlich hatten wir uns sehr angestrengt hierherzukommen. Aber was dem „Russen“ fehlte, machte der Azubi wieder wett, den sie zwar in einen lächerlichen Konfirmationsanzug gesteckt hatten, der uns aber charmant und in perfektem Englisch weiterhalf, uns zum Parkplatz führte, das Tor aufhielt, die Koffer schleppte und mit einer großmütig-ironischen Geste das „wunderschöne Zimmer“ und den „scheußlichen Balkon“ („the awful balcony“) präsentierte. Die ganze Wahrheit über unser Quartier sollte uns erst nach und nach aufgehen. Es ist ein Hotel, das auf das Durchschleusen von Busreisegruppen ausgerichtet ist, während der Gast als Individuum nicht wahrgenommen wird, sondern eher stört.

Wir hielten uns gar nicht erst lange auf, sondern warfen unser Gepäck auf das Bett mit der hässlichen braunen Tagesdecke, weil in dem schlauchförmigen Raum dafür kein Platz vorgesehen war, überzeugten uns davon, dass es ein funktionstüchtiges Bad gab, und machten uns sofort auf den Weg ins nahegelegene Zentrum, um vor Einbruch der

mitternächtlichen Sperrstunde noch ein Bier zu trinken. Wir brauchten auch nicht lange zu suchen, um auf dem „Gedimino prospektas“, der sich an Feiertagen sowie wochentags von 19 bis 4 Uhr (!) aus einer Hauptverkehrsachse in eine Fußgängerzone und Flaniermeile verwandelt, unser neues Stammlokal zu entdecken, das „Postscriptum“, das wir auch an den drei folgenden Abenden aufsuchen würden.

Wir saßen noch eine Weile auf der Terrasse, tranken ein leckeres „Švyturys“ und waren gespannt auf die Begegnung mit unseren Verwandten, mit denen wir für den nächsten Vormittag zu einer Stadtführung verabredet waren. Wir waren guter Dinge, als wir um Mitternacht die paar Schritte zu unserm Hotel zurücklegten, und schiefen tief und fest bis zum Morgen, trotz der hellhörigen Wände, der lauten Klimaanlage, des brummenden Kühlschranks und des dichten Verkehrs direkt vor unserem Fenster.

II. Kapitel: Sommertage in Vilnius und Kaunas

5. Tag: Dienstag, 26. Juli 2011 (in Vilnius)

Als wir die Treppe zum Frühstücksraum herunterkamen, kreuzten Mengen von Touristen mit größeren oder kleineren Rollkoffern unseren Weg. Die Reisebusse standen schon mit offenen Türen und laufenden Motoren bereit. Wir bahnten uns den Weg, vorbei an den grimmigen Gesichtern an der Rezeption, zu einem grell erleuchteten Raum mit lauter Musik und einem eisigen Luftzug von der Klimaanlage her. Die schwatzenden Mädchen hinter dem Tresen schenkten uns keinerlei Beachtung. Die meisten Tische waren schon geräumt, die Plastiktischdecken wieder gesäubert. Nirgends eine Blume, nicht einmal aus Plastik. Wir hockten uns in eine einigermaßen windgeschützte Ecke, futterten Kuchen, Würstchen und Melonen und tranken schlechten Kaffee (immerhin mit heißer Milch, was der Gerechtigkeit halber gesagt werden muss).

Allmählich löste sich die Anspannung, und wir begannen, die Erfahrungen von Ungastlichkeit in Worte zu kleiden. Wehmütig dachten wir an das „Vega“ in Danzig, an die lichtdurchfluteten Räume, die hellen Möbel und Gardinen, die farblich abgestimmten Patchwork-Tagesdecken, die liebevoll gefalteten Handtücher mit Betthupferl, die geschmackvollen Bilder im ganzen Haus, die echten Blumen auf den echten Stofftischdecken und an das liebevoll arrangierte Frühstücksbuffet, das von einer großmütterlich wirkenden Frau regelmäßig kritischen Blicken unterzogen wurde. Wir dachten auch an die freundlich-diskrete Auf-

merksamkeit, die wir dort erfahren hatten, sodass wir uns willkommen fühlten.

Nachdem wir unsere Klagen im Detail ausgebreitet hatten, kamen wir zu dem Ergebnis, dass das „Congress“ ein Hotel ist, in dem sie einfach keine Gäste mögen. Es sonnt sich vermutlich in seinem alten Glanz, lange das erste Haus am Platze gewesen zu sein. Aber unsere empfindlichen und heimatlosen Seelen suchten etwas anderes. Als wir mit unserer Analyse so weit gediehen waren, ging es uns schon besser. Da wurde pünktlich um 10.30 Uhr das Licht ausgeschaltet und unüberhörbar mit dem Aufräumen begonnen.

Um 11 Uhr sollte die dreistündige Stadtführung beginnen, Treffpunkt an unserem Hotel. Alle waren pünktlich zur Stelle: Tante Meta, Günter und Helma, Silvia und Achim mit Stephan und auch unsere litauische Stadtführerin Vilija, eine Freundin unserer Dolmetscherin Rasa, die Germanistik studiert hat, am historischen Seminar der Universität arbeitet und im Sommer zusätzlich Stadtführungen und Reisebegleitungen macht. Das Wetter war prächtig. Schon am Morgen war es sehr warm, im Laufe des Tages wurde es fast zu heiß. Aus Deutschland kamen dagegen Nachrichten von sintflutähnlichen Regenfällen.

Nach einer allseitig freudigen Begrüßung ging es sofort los in dieselbe Richtung, die wir schon am Vorabend eingeschlagen hatten. Die Älteste, Tante Meta, war mit ihren nahezu 80 Jahren bemerkenswert unternehmungslustig, neugierig und gut zu Fuß. Stephan, mit 13 Jahren der mit Abstand Jüngste, meinte zwar, man könne sich so eine Stadt auch im Internet ansehen, verriet aber doch durch seine passenden Zwischenfragen, dass er durchaus bei der Sache war und alles genau registrierte. Wir anderen trotteten geduldig, mal vorn, mal hinten, meist zu zweit, hinter Vilija her und hörten aufmerksam zu. Hans-Joachim, Günter und Silvia hielten alles im Foto fest.

Vilnius verfügt über die größte Altstadt in Osteuropa, die mit ihren 360 ha und rund 1 500 Gebäuden seit 1994 zum UNESCO-Weltkulturerbe zählt (vgl. Günther Schäfer: Litauen. Bielefeld: Reise Know-How Verlag, 6. Aufl. 2009, S. 155), und war im Jahr 2009 die erste Kulturhauptstadt Europas aus den neuen EU-Staaten, noch vor dem Ruhrgebiet! Wegen seiner Meisterwerke der Baukunst wird Vilnius auch als „das Neue Prag“, das „Rom des Nordens“ oder die „Perle des Barock“ bezeichnet. Die schöne Stadt am Zusammenfluss von Vilnia („Kleine Welle“) und Neris hat noch weitere Superlative zu bieten: Die Universität,

die 1579 aus dem neun Jahre vorher gegründeten Jesuitenkolleg hervorgegangen und danach fast 200 Jahre im Besitz der Jesuiten blieb, ist eine der ältesten Hochschulen Osteuropas und war lange ein bedeutendes wissenschaftliches und kulturelles Zentrum, diente den Jesuiten leider aber auch als Bollwerk der Gegenreformation.

Rekordverdächtig ist auch die Anzahl der Türme, die die Altstadt (senamiestis) auf Schritt und Tritt überragen: Mehr als 30 katholische Kirchen und 40 Klöster, dazu die Zwiebeltürme der orthodoxen Kirchen und Gebäude anderer Konfessionen, weshalb Vilnius auch die „Stadt der Kirchen“ heißt. Im Reiseführer ist zu lesen: „Früher hieß es sogar, dass es unmöglich war, weniger als drei Kirchen zu sehen, egal, in welche Richtung man schaute“ (Schäfer, S. 136.).

Aufgrund ihrer reichhaltigen kulturellen und gastronomischen Angebote gilt Vilnius als die lebendigste Hauptstadt des Baltikums und ist zugleich auch die grünste, in der 46% der Fläche mit Parks und Grünanlagen bedeckt sind. Die größte Stadt des Landes zählt heute gut eine halbe Million Einwohner (und damit ein Sechstel der Gesamtbevölkerung Litauens), davon nur 58 % Litauer, dazu 19% Polen, 14% Russen, 4% Weißrussen und 5% weitere Nationalitäten. Sie ist Sitz der Regierung, der Botschaften und vieler Banken und zeigt mit dem futuristisch anmutenden Geschäftszentrum am nördlichen Neris-Ufer, dass es sich um eine moderne und aufstrebende Stadt handelt.

Vilija stellte uns als Erstes die „Grüne Brücke“ mit den heldenhaften Figuren von Arbeitern und Bauern vor, den wenigen erhaltenen Relikten aus der sozialistischen Zeit, führte uns dann vorbei an dem „Opern- und Ballettheater“ mit seinen imposanten Lampen aus Jenaer Glas, dem „Staatlichen Schauspielhaus“ und einem Spezialgeschäft für litauischen Parmesankäse, bis wir zum Mittelpunkt der Stadt kamen, dem „Kathedralenplatz“ (Arkikatedros aikštė) mit der Kathedrale, dem Glockenturm, dem Großfürstenpalast und dem Gediminas-Denkmal zu Füßen des Burgberges.

„Hier schlägt das Herz von Vilnius, hier kreuzen sich alle Fäden, hier pulsiert das Leben“ (Schäfer, S. 140). Dieser Platz war nicht nur die historische Keimzelle der Stadt, sondern er hat auch in dem Unabhängigkeitskampf der Litauer eine zentrale Rolle gespielt. Hier fanden 1988 bis 1990 viele Kundgebungen statt, und hier wurde erstmals seit 1940 wieder die litauische Nationalflagge gehisst. Hier begann auch am 23.8.1989 die „baltische Menschenkette“, bei der 2 Millionen Menschen

sich an den Händen fassten und die 595 km lange Strecke bis nach Tallinn überbrückten, um am 50. Jahrestag des Hitler-Stalin-Paktes für ihre Unabhängigkeit zu demonstrieren. Nach dem Erfolg der „singenden Revolution“ wurde hier eine Platte mit der Aufschrift „Stebūklas“ (Wunder) in den Boden eingelassen.

Unter der „Reiterstatue von Großfürst Gediminas“ erzählte uns Vilija die Gründungslegende vom „Eisernen Wolf“. Derzufolge hatte der Großfürst an dieser Stelle einen bedeutenden Traum, welcher zur Gründung der Stadt führte. Er hatte von seiner Burg Trakai aus in den dichten Wäldern Bären, Wölfe und Auerochsen gejagt und bei der hereinbrechenden Dunkelheit nicht mehr nach Hause zurückkehren können. So hatte er in einer Talsenke an der Stelle des heutigen Kathedralenplatzes sein Zelt aufgeschlagen und sich schlafen gelegt. Er träumte von einem Wolf, der auf dem Berg an der Vilnia-Mündung ein durchdringendes Geheul anstimmte, so laut wie hundert Wölfe. Er wollte den Wolf erlegen, doch die Pfeile prallten an seinem Körper ab, weil er aus Eisen war. Gediminas ließ den Traum von seinem Opferpriester deuten, der in dem eisernen Wolf auf dem Berg eine unbezwingbare Burg sah, die Gediminas nach dem Willen der Götter hier errichten sollte. In ihrem Schutz würde eine Stadt gedeihen, deren Ruhm so laut in die Welt hinaus schallen würde wie das Geheul des eisernen Wolfes.

Tatsächlich ist die „neugegründete Hauptstadt“ in einer Botschaft des Gediminas von 1323 erstmalig bezeugt, mit der er sich an die Hanse, an viele Fürsten und an den Papst wandte, um Baumeister, Handwerker und Kaufleute aus ganz Europa in seine Stadt zu holen. Dieses Jahr gilt als das offizielle Gründungsdatum von Vilnius. Gediminas regierte in dem „Großfürstenpalast“, der mehrmals zerstört und durch Nachfolgebauten ersetzt wurde. Er wurde gerade erst im Renaissance-Stil wieder neu errichtet, rechtzeitig zur 1 000-jährigen Staatsfeier am 6.7.2009, und beherbergt heute ein Kulturzentrum zu repräsentativen Zwecken.

Die einstige Stadtmauer wird noch durch den „Glockenturm“ markiert, der mit seinen verschiedenen Etagen (viereckig, rund und achteckig) Zeuge der verschiedenen geschichtlichen Epochen ist. Dabei ist der viereckige Teil aus dem 13. Jahrhundert unsichtbar geworden, weil er in der über 7 m dicken „Kulturschicht“ versunken ist, die sich hier bereits seit dem 4. vorchristlichen Jahrtausend angesammelt hat. Daraus geht hervor, dass schon vor der Stadtgründung durch Gediminas diese Stelle seit langer Zeit besiedelt war. Auch die erste litauische Kirche hat hier

gestanden, die der spätere König Mindaugas bereits im Jahre 1251 nach seiner Taufe errichten ließ, die jedoch nach seinem Tod in einen heidnischen Tempel umgewandelt wurde. Was der tapfere Jäger Gediminas außer Wölfen und Auerochsen hier wirklich vorgefunden hat, ist mir aus alledem nicht ganz deutlich geworden. Jedenfalls ging es ganz offenbar seit dem Großfürsten mit der Stadt rapide bergauf, sodass er zu Recht in aller Munde ist.

Außer der „Kathedrale“ mit ihrer klassizistischen Fassade und der barocken „Kapelle des Heiligen Kasimir“ besichtigten wir auch noch die gotische „St.-Anna-Kirche“, die eine einzigartige Fassade aus 33 verschiedenen Backsteinarten aufweist und bei deren Anblick Napoleon auf seinem Moskau-Feldzug im Jahre 1812 ausgerufen haben soll: „Wenn ich nur könnte, würde ich sie auf meinen Händen nach Paris tragen!“ (Schäfer, S. 157), und gleich daneben die „Bernhardinerkirche“ mit den gotischen Fresken, die zu Sowjetzeiten als Lagerhalle diente und jetzt gerade eine riesige Baustelle ist. Die zum Universitätskomplex gehörende barocke „St.-Johannes-Kirche“ und die bedeutende russisch-orthodoxe „Heilig-Geist-Kirche“ mit Rokokoerschlag nahmen wir nur von außen wahr, sodass uns die wertvollen Ikonen und die gut erhaltenen Überreste der Märtyrer Antonius, Iwan und Eustachius vor-enthalten blieben.

Stattdessen erfuhren wir einiges über die „Alte Universität“, die „Alma Mater Vilnensis“, hatten aber für die Besichtigung des Gebäudekomplexes mit den zwölf Arkadenhöfen keine Zeit. Das kommt beim nächsten Besuch in Vilnius! Witzig fanden wir die Geschichte, die uns Vilija vom gegenüberliegenden „Präsidentenpalast“ (prezidentūra) erzählte: Bei seinem Umbau im klassizistischen Stil wurde kurzerhand die Straße verlegt, weil seine Ausmaße falsch berechnet waren, die Pläne aber bereits vom Zaren unterschrieben waren und nicht mehr geändert werden konnten. Noch heute ist an der „herausragenden“ Ecke des Gebäudes zu erkennen, dass nicht die Pläne der Realität angepasst waren, sondern umgekehrt. Dort findet täglich um 18 Uhr der Wechsel der Ehrenwache statt und wird jeden Sonntag um 12 Uhr feierlich die Staatsflagge gehisst. Eingezogen wird sie nur, wenn der Präsident außer Landes weilt. Von der Rückseite aus bot sich uns ein schöner Blick in den gepflegten Park.

Für einen Halt an der „Judenstraße“ (Žydų gatvė) und der „Deutschen Straße“ (Vokiečių gatvė) nahmen wir uns ebenfalls nur wenig Zeit. Hier

befand sich früher das jüdische Stadtviertel, in dem sich seit dem ausgehenden Mittelalter ein blühendes Zentrum jüdischen Lebens entwickelt hatte, sodass Vilnius das „Jerusalem des Nordens“ genannt wurde (vgl. zum Folgenden den gleichnamigen Exkurs bei Schäfer, S. 168f). Es entstand eine Talmud-Akademie, an der bedeutende rabbinische Gelehrte unterrichteten, später weitere 10 geistliche Akademien, 96 Synagogen, zahlreiche Schulen, Verlagsanstalten und Druckereien, ein Schriftsteller-Club, eine Bibliothek, ein Theater und 160 jüdische Vereine. Die jiddische Sprache wurde durch zahlreiche Literaturwerke und sechs Zeitungen gefördert und mitgeprägt. 1925 wurde zur Erforschung der Sprache das „Yidisher Visenschaftliker Institut“ gegründet, zu dessen Vorstandsmitgliedern u.a. Albert Einstein und Sigmund Freud gehörten. Anders als in den chassidischen Strömungen Osteuropas mit ihrem mystisch gefärbten Glauben, war in Vilnius der aufgeklärte Geist der „Haskala“ vorherrschend. 1897 wurde hier als Alternative zum Zionismus der „Jüdische Bund“ gegründet, die größte jüdisch-sozialistische Partei in Osteuropa. Im Jahre 1919 erreichte die jüdische Einwohnerzahl mit rund 100 000 ihren Höchststand und machte damit ein Drittel der Stadtbevölkerung aus. Das dunkle Kapitel des Nationalsozialismus und der litauischen Kollaboration ließen wir an diesem strahlenden Sommer tag aus. Es sollte uns aber am übernächsten Tag in Kaunas wieder einholen.

Heute wendeten wir uns erfreulicheren Themen zu: Wir lernten die Nationalpflanze „Rūta“ (Weinraute) kennen, die in jeden Brautstrauß gehört und nach der viele Mädchen benannt sind. Tante Meta nahm sich gleich ein ganzes Büschel mit und steckte es in ihre Handtasche (weil angeblich geklaute Blumen am besten gedeihen; aber das sollte ich erst Tage später zu anderer Gelegenheit erfahren). Im „Bernsteinmuseum“ hielt uns eine sehr hübsche junge Litauerin in perfektem Deutsch einen kleinen Privatvortrag über die Entstehung und Eigenschaften dieses Harzes. Dabei hellte sich sogar Stephans Miene ein wenig auf. „Wenn schon mal etwas interessant ist, wollt ihr gleich wieder weiter“, beklagte er sich, nachdem wir bereits alles ausführlich betrachtet hatten und Vilija zum Aufbruch drängte.

Unterwegs bekamen wir Tipps, wo man am besten typisch litauisch essen kann, und beendeten unsere Tour am letzten noch erhaltenen Stadttor, dem „Tor der Morgenröte“ (Aušros-Vartai). Dass es nicht, wie die anderen neun Tore, um 1800 von den Russen abgerissen wurde,

verdankt es einer Ikone in der „Torkapelle“, nämlich der als wundertätig geltenden „Schwarzen Madonna“, die bis heute eine Pilgerstätte ist und durch den Besuch von Papst Johannes Paul II im Jahre 1993 noch an Verehrungswürdigkeit gewonnen hat. Tausende von Motivgaben zeugen von der Dankbarkeit der Gläubigen, und ringsherum wimmelt es nur so von Devotionaliengeschäften.

Oberhalb des Stadttores verabschiedeten wir uns von Vilija und hatten nun einen ersten kleinen Eindruck von dieser schönen und pulsierenden Stadt erhalten. Dabei habe ich noch gar nicht die „Staatliche Philharmonie“ erwähnt, auch nicht das überlebensgroße Denkmal des Dichters der Nationalhymne, Vincas Kudirka, dessen Namen jedes litauische Kind kennen muss, nicht die „Literatengasse“ mit der lustigen Gedenkmauer, die Glasbläser, die Ostereierbemaler und vieles andere mehr.

Silvia musste noch schnell einen Auftrag erledigen und für ihren Nachbarn in Warendorf einen „Heiligen Georg“ erwerben. Dann folgten wir der Empfehlung unserer Stadtführerin und suchten ein Lokal am Rathausplatz namens „Amatininkų užėiga“ auf. Hier gab es die typische kalte Borschtsch-Suppe (Šaltibarščiai) und die besten hausgemachten „Cepelinai“, die ich je gegessen habe, mit wunderbarer Specksoße und vielen Kalorien: Einfach köstlich!

Für heute hatten wir unser Pflichtprogramm erfüllt und verabschiedeten uns von den Verwandten. Wir machten aus, dass morgen jeder nach seinen individuellen Wünschen verfahren solle und wir uns möglicherweise für den Abend zum gemeinsamen Essen verabreden würden. Nach einer sehr verspäteten Mittagsruhe machten wir uns zu zweit noch einmal auf, natürlich in unser Stammlokal, diesmal früh genug, um außer dem Bier auch noch einen leckeren Salat zu genießen.

Dabei wurden wir Zeugen einer bewegenden Szene: Eine etwas wahrlos wirkende junge Frau, die offenbar unter Alkohol- oder Drogeneinfluss stand, hatte mehrere Gäste um Zigaretten angegangen und belästigt. Nachdem zuerst eine weibliche und dann eine männliche Bedienung sie des Platzes verweisen wollten, wurde sie handgreiflich. Wenig später tauchten mehrere Autos eines privaten Sicherheitsdienstes auf und positionierten sich vor dem Lokal. Zwei Männer mit polizeiähnlicher „Ausstrahlung“ nahmen sich des Problems an. Professionell und dezent trugen sie zur Deeskalation bei und beruhigten die Frau, ohne ihre Würde zu verletzen. Sie nahmen sie zur Seite, setzten sie, nachdem sie gestürzt war, auf einen Stuhl, wo sie nun zusammengekauert hockte,

und warteten geduldig, bis endlich ein Streifenwagen die Frau abholte und hoffentlich in ein Krankenhaus brachte. Wir dachten darüber nach, was einen Menschen in eine solche Situation bringen kann, und waren beeindruckt von der Barmherzigkeit im Umgang mit menschlichen Unzulänglichkeiten, die wir schon bei den Danziger Wirtsleuten verspürt hatten.

6. Tag: Mittwoch, 27. Juli 2011 (in Vilnius)

Verabredungsgemäß verfuhr heute jeder nach seinen individuellen Wünschen. Einige besichtigten die Burg Trakai, die man sich allerdings auch im Internet anschauen kann. Hans-Joachim und ich streiften auf getrennten Wegen durch Vilnius, bei herrlichem Wetter, während Deutschland nach wie vor „Land unter“ meldete. Ich ließ mich einfach ziellos treiben, zuerst ein Stück am nördlichen Neris-Ufer entlang, dann durch verschiedene Gassen, die wir gestern ausgelassen hatten. Auf dem Rathausplatz bestellte ich in dem bewährten Restaurant einen leckeren Käsekuchen mit Cappuccino und erklomm anschließend den Burgberg (Pilies kalnas) und den Gediminas-Turm. Der massige achteckige Ziegelturm ist das Wahrzeichen der Stadt und ein Pflichtprogramm für jeden Touristen. Die Einheimischen sagen: „Wer nicht auf dem Gediminas-Turm gewesen ist, der hat Vilnius nicht gesehen!“ (Schäfer, S. 150). In der Tat bietet sich von hier oben ein atemberaubender Panoramablick über die ganze Stadt, und auch das Burgmuseum ist interessant. Es zeigt die Burggeschichte und einen Film über die Unabhängigkeit Litauens. Unterhalb des Berges erstreckt sich eine Parkanlage, wo ich Kindern beim Spielen zusah und über die bisherige Reise nachdachte, und begab mich bald für eine Ruhepause zum Hotel.

Um 19 Uhr trafen die Mitglieder unserer Reisegruppe alle vollzählig am „Congress“ ein, und gemeinsam steuerten wir das „Postscriptum“ an. Hans-Joachim hatte sein Netbook dabei, um allen Interessierten die Fotos vom Vorjahr zu zeigen und uns schon einmal auf den zweiten Teil der Reise einzustimmen. Für Donnerstag trafen wir die Verabredung, im Laufe des Tages miteinander zu telefonieren und uns am Abend noch einmal zur weiteren Planung zu treffen.

7. Tag: Donnerstag, 28. Juli 2011 (in Kaunas)

Heute war wieder ein anspruchsvoller Tag, der unsere ganze Aufmerksamkeit erforderte. Hans-Joachim und ich waren für 11 Uhr mit unserer Dolmetscherin Rasa zu einer Führung durch ihre Heimatstadt Kaunas

verabredet. Gleichzeitig war es eine günstige Gelegenheit, die noch ausstehenden Detailfragen für die nächsten Tage zu klären. Pünktlich trafen wir an der Burg (Kauno pilis) am Zusammenfluss von Neris und Nemunas ein und hatten gerade mit freundlicher Unterstützung eines litauischen Ehepaares die Parkuhr gefüttert, als wir hinter uns ein freudiges: „Herzlich willkommen in Kaunas!“ hörten. Rasa, erst gestern aus Essen zurückgekehrt, war ebenfalls eingetroffen, sodass wir unverzüglich starten konnten.

Während es in Vilnius keinerlei persönliche Erinnerungsspuren gegeben hatte, war das in Kaunas anders. Als unser Vater und seine Geschwister in Litauen geboren wurden, war Kaunas die provisorische Hauptstadt. Vilnius war bereits kurz nach Ausrufung der Republik (am 16.2.1918) zuerst von Russen, dann von Polen besetzt worden, hatte für uns zugunsten von Kaunas an Bedeutung verloren und lag außerhalb der Reichweite und vielleicht auch des Bewusstseins unserer Familie. Jedenfalls habe ich keine einzige Geschichte mit dem Namen „Vilnius“ gehört.

Dagegen hat Onkel Robert uns im vorigen Jahr erzählt, dass er einmal mit sechs Jahren mehrere Wochen in Kaunas im Krankenhaus gelegen habe. Er sei lebensbedrohlich an einem Lebertumor erkrankt gewesen und habe schreckliche Schmerzen gehabt, worauf sein Vater mit ihm nach Tauroggen gefahren sei. Dort habe man ihm jedoch nicht helfen können und ihn unverrichteter Dinge wieder weggeschickt mit dem Rat, es in Kaunas zu versuchen. Sein Vater habe ihn also dorthin gebracht, und durch eine fachkundige Operation sei ihm das Leben gerettet worden. Robert wurde im Oktober 1933 geboren und erinnert sich daran, dass „in Kaunas die Russen waren“, so dass diese Ereignisse sich wohl nach dem russischen Einmarsch vom 15.6.1940 abgespielt haben dürften. Rasa konnte uns zeigen, wo sich ein DRK-Krankenhaus befunden hat; allerdings hatte es damals auch noch andere Krankenhäuser gegeben.

Kaunas hat mit Vilnius viele Gemeinsamkeiten: eine historische Altstadt mit prächtigen Gebäuden und malerischen Gassen, zwei Flüsse, eine Burg, einen Panoramahügel mit historischer Schweizer Standseilbahn, beeindruckende Kirchen, eine Universität, lebendige Kultur, viel Grün und ebenso eine Gründungslegende, die uns Rasa am Ufer des Nemunas erzählte: Der Knabe „Kaunas“ entsprang der heimlichen und verbotenen Verbindung der Priester-Jungfrau Aleksota mit dem schönen Jüngling

Daugerutis. Dieser hatte ihr Herz mit lieblichem Gesang so sehr betört, dass sie ihre heiligste Pflicht vernachlässigte, in dem heiligen Eichenhain südlich des Nemunas die Flamme des ewigen Feuers zu bewachen. Der Priester Auskaras kam ihnen zur Hilfe und verbarg die Liebenden vor dem Zorn der Götter in einer Höhle. Dort wurde ihnen ein Sohn geboren, den sie Kaunas nannten. Dieser gründete später am gegenüberliegenden Ufer der Neris die nach ihm benannte Stadt.

An derselben Stelle am Flussufer hörten wir auch, dass Kaunas in der Zarenzeit der westlichste Vorposten des Russischen Reiches war und zur Grenzfeste ausgebaut wurde, während auf der anderen Memelseite Preußen begann. So entstand die Kuriosität, dass die Vytautasbrücke zur „längsten Brücke der Welt“ wurde, zu deren Überquerung man 13 Tage benötigte, weil in Russland der gregorianische und in Preußen der julianische Kalender galt.

Uns beeindruckten diesmal neben den historischen Fakten besonders die persönlichen Begegnungen und Informationen, die wir Rasa verdankten. Zuerst besuchten wir die gotische St.-Georg-Kirche nahe der Burg, wo Rasa einen Franziskanermönch ansprach, der sich über unser Interesse freute und sich gern eine Weile mit uns hinsetzte: „Kommen Sie, ich werde Ihnen etwas erzählen.“ So erfuhren wir u.a., dass die Kirche aus dem 15. Jahrhundert unter Napoleon und in der Sowjetzeit als Lager zweckentfremdet wurde, aber seit 1993 wieder dem Orden gehört, dass mit einer aufwendigen Restaurierung begonnen wurde, dass dazu aber noch erhebliche Summen fehlen. Der Mönch erzählte, und Rasa übersetzte in komprimierter Form, sodass wir die entscheidenden Inhalte mitbekamen und uns zugleich etwas in die litauische Sprache einhören konnten.

Am Rathausplatz besuchte ich die gepflegteste öffentliche Toilette, die mir je begegnet ist, die deswegen Erwähnung verdient, weil dort eine Kassiererin in einem überdimensionalen Kassenhaus hinter einer Glasscheibe saß und mit bereitgelegtem Wechselgeld einen Litas kassierte, als ob es sich um den Eintritt für eine kostspielige Opernaufführung handelte.

Nachdem wir das kirchenähnliche Rathaus mit dem „weißen Schwan“, das Perkūnas-Haus mit seiner „flammenden“ Backsteingotik und die älteste Kirche der Stadt, die Vytautaskirche am Nemunasufer, bewundert hatten und über die heiteren, mediterran anmutenden Straßen der Altstadt immer noch staunten, kamen wir zur Synagoge.

Rasa kannte den Mann, der sich wohl als eine Art „Küster“ um die Synagoge kümmert, und fragte uns, ob sie ihn anrufen solle. Es stellte sich heraus, dass er mit seinem Auto ganz in der Nähe war und in wenigen Minuten eintreffen könnte. Währenddessen zeigte uns Rasa die Skulptur hinter dem Gebäude, die zum Gedenken an 2 000 ermordete jüdische Kinder hier errichtet wurde. Danach war es schwer, noch an etwas anderes zu denken.

Freundlich begrüßte uns der Jude in einer gut verständlichen Mischung aus Jiddisch, Deutsch und Litauisch. Er öffnete uns das Gotteshaus und führte uns in einen sehr schönen und Ehrfurcht gebietenden Raum. Er berichtete, dass dies die einzige erhaltene Synagoge in Litauen sei, weil hier die Nazis die Wertgegenstände und Kunstschätze lagerten, die sie den Juden weggenommen hatten, um sie gewinnbringend in alle Welt zu verkaufen. Die meisten der 37 000 Juden aus Kaunas wurden von Nazis unter Beteiligung der litauischen Hilfspolizei im sogenannten „Neunten Fort“ erschossen. Heute versammelt sich in dieser Synagoge wieder eine kleine jüdische Gemeinde, die aber die Kosten für die Unterhaltung kaum aufbringen kann, während der Staat sich daran mit ganzen 2 000 Litas pro Jahr beteiligt.

Wir benötigten eine Pause und kehrten in einem von Rasa empfohlenen Restaurant am Stadtgarten ein. Hier erzählte sie uns eine weitere traurige Geschichte. Genau an dieser Stelle verbrannte sich der 19-jährige Student Romas Kalanta am 14.5.1972, um gegen die Sowjetherrschaft zu protestieren. Rasas Vater war damals Augenzeuge des Geschehens. Danach kam es zu ersten Demonstrationen. Heute wird der 14. Mai als „Nationaltag des zivilen Widerstands“ begangen.

Bei Kaffee und Kuchen besprachen wir die Einzelheiten für die kommenden beiden Tage. Wir hatten Vida unseren Besuch von Deutschland aus schon angekündigt, ihr aber die Personenzahl nicht verraten. Rasa telefonierte mit ihr und vereinbarte mit ihr die Uhrzeit für unser Wiedersehen in Geniotas. Dabei lernte sie auch gleich das lebhaftes Temperament "unserer Nachbarin" kennen und meinte, dass dies für die Niederlitauner typisch sei.

Nach der Altstadt schlenderten wir durch das „Neue Zentrum“ die schnurgerade Laisvės alėja (Freiheitsallee) entlang, die 1982 als die erste Fußgängerzone der Sowjetunion eingeweiht wurde und direkt auf die majestätische Erzengel-Michael-Kirche auf dem Unabhängigkeitsplatz zuläuft. An diesem Platz befindet sich auch das beeindruckende

„Mykolas-Žilinskas-Kunstmuseum“ aus Granit und Glas, dessen Sammlung ein im Ausland lebender Mäzen seiner Heimatstadt geschenkt hat. Als wir auch noch über die 1988 gegründete Reformbewegung „Sajūdis“ unter dem Vorsitz des Musikdozenten Landsbergis unterrichtet worden waren, fühlten wir uns fast wie der „Müde Fußgänger“ auf der Laisvės alėja, dessen Skulptur wir mit Sympathie betrachteten.

Jetzt fehlte nur noch ein Gang zum Ende der Landspitze, wo Nemunas und Neris zusammenfließen und wo die Besiedlung und damit die Geschichte von Kaunas bereits im 4. Jahrhundert begonnen hat. Hier verabschiedeten wir uns von Rasa, die auch schon gespannt auf den nächsten Tag war. An der Windschutzscheibe unseres Autos fanden wir einen riesigen gelben Klebezettel vor, weil wir die Parkzeit überschritten hatten. Allerdings haben wir bis heute keine Zahlungsaufforderung erhalten, da vermutlich der Aufwand zu groß wäre, über Polen aus Deutschland ein paar Litai einzutreiben.

Nach einem wieder einmal beeindruckenden Tag machten wir uns auf den Rückweg, um ein letztes Mal im „Postscriptum“ zu essen. Zum Tagesabschluss besuchten wir um 21 Uhr unsere Verwandten im „Radisson Blu“. Sie waren ebenfalls in Kaunas gewesen, und wir hatten uns nur um ein Haar verfehlt. Wir bestaunten die gigantische Aussicht aus dem obersten Stockwerk, wo wir jedoch wegen einer geschlossenen Gesellschaft nicht bleiben konnten. So setzten wir uns in die Bar in der Eingangshalle, um uns von Vilnius zu verabschieden und uns auf das nächste spannende Kapitel unserer Reise einzustellen.

III. Kapitel: Familiengeschichten in und um Genoten

8. Tag: Freitag, 29. Juli 2011

(von Vilnius über Šilalė / Geniotas nach Palanga)

Genau eine Woche war es nun her, seit wir an einem regnerischen Freitagmorgen mit schwerem Gepäck vom Bochumer Hauptbahnhof aus aufgebrochen waren. Was hatten wir seitdem alles erlebt! Wir waren durch unzählige Orte gekommen, von denen wir noch nie etwas gehört hatten und deren Namen wir manchmal kaum aussprechen konnten. Wo für uns früher weiße Flecken auf der Landkarte gewesen waren, lagen nun Städte und Dörfer, Flüsse und Seen, weite Landschaften und herrliche Strände, melancholische Wälder und über alledem ein endloser Himmel. Wir hatten in Stettin, Danzig, Vilnius und Kaunas eine Ahnung bekommen von ihrer einstigen Blüte und Bedeutung und hatten sie als

hochinteressante, lebendige und lebenswerte Großstädte empfunden. Wir hatten auf die geschichtlichen Zusammenhänge und die großen Umwälzungen einen Blick geworfen und hatten darin unser eigenes Schicksal als ein winziges Mosaiksteinchen wiedererkannt. Wir waren Menschen begegnet, die uns freundlich angeschaut und willkommen geheißen hatten, und hatten sechs Verwandte näher kennengelernt.

Als wir jetzt wieder unsere Koffer packten, legten wir auch eine tiefe Dankbarkeit mit hinein: Dass wir dies alles sehen und erleben können, dass wir dazu die Gesundheit und die finanziellen Mittel besitzen, dass wir überall ein komfortables Quartier vorfinden und mehr als genug zu essen haben, dass uns traumatische Kriegserlebnisse erspart geblieben sind und wir zu der Generation gehören, der es so gut geht wie keiner anderen zuvor. Jetzt wollten wir den persönlichen Faden zu unseren Wurzeln wieder aufnehmen, der in den letzten Tagen nur scheinbar in den Hintergrund getreten war.

„Šilalė“ lautete der nächste Bestimmungsort, zu dem das Navi uns führen sollte. Das wäre aber gar nicht nötig gewesen, weil der Weg immer geradeaus knapp 300 km über die Autobahn verlief, wovon wir das erste und das letzte Teilstück bereits kannten: „Folgen Sie dem Verlauf der Straße!“ Zunächst begleitete uns ein leichter Nieselregen, während die Freunde aus Deutschland übereinstimmend meldeten, dass ihnen bereits Schwimmhäute zwischen den Fingern gewachsen seien.

Erstmals auf der Reise gab es ein Wiedererkennen, als wir von der Autobahn abbogen und bald darauf von Norden her das Ortseingangsschild von Šilalė passierten. Hier an der Straße Nr. 165 lag auch in einem Waldstück der evangelische Friedhof, den wir im Vorjahr vergeblich gesucht hatten, weil der smarte katholische Pfarrer mit Goldkettchen ihn uns böswilligerweise verschwiegen hatte. Darüber waren wir, als wir uns daran erinnerten, immer noch empört, freuten uns aber, dass Hans-Joachim auf der Annaberger Tagung im Februar zuverlässige Informationen von anderen Litauendeutschen erhalten hatte.

Es war kurz vor 13 Uhr, als wir unsern Wagen vor dem Tor abstellten und einen Gang über das Gräberfeld machten. Wir wussten jetzt, dass hier die Gräber nicht eingeebnet wurden, und konnten darum hoffen, den Namen Herholz irgendwo zu finden. Es gab jedoch nur wenige Grabsteine und gusseiserne Kreuze, die in der Tat deutsche Inschriften aufwiesen: „Hier ruhen unsere lieben Eltern...“ Die meisten Grabstellen waren mit Gras überwachsen. Auf einem neueren Abschnitt gab es eine

Gedenkstätte mit litauischen Texten, welche von mutigen Menschen erzählten, die im Kampf um die Freiheit ihr Leben gelassen hatten. Wir wurden also nicht fündig und hofften, dass Tante Meta uns später weiterhelfen würde.

Wir fuhren weiter durch Šilalė an der evangelischen Kirche vorbei, ließen die ortsbeherrschende katholische Kirche rechts oberhalb liegen, fuhren die schnurgerade Straße 14 km in nördlicher Richtung bis nach Kvedarna, um dort im Kreisverkehr die erste Ausfahrt zu nehmen und nach Osten abzubiegen, bis wir endlich über den etwas holprigen Feldweg die letzten 2 km zurückgelegt hatten und in Genoten waren. Am Zugang zu Vidas Grundstück stiegen wir kurz aus, um uns davon zu überzeugen, dass noch alles in Ordnung war und dass der baumbewachsene "Gedenkhügel" noch genauso da lag wie im vergangenen Jahr. Sogar die davor grasende schwarz-weiße Kuh war wieder zur Stelle. Ein älterer, offenbar einheimischer Mann kam des Weges und schien sich zu wundern, was zwei Leute mit einem polnischen Auto gerade hier zu suchen hätten. Er begrüßte uns freundlich mit: „Laba diena!“ (Guten Tag!) Wir antworteten dasselbe, als ob es das Selbstverständlichste von der Welt wäre, und ließen uns von unserer steigenden Aufregung nichts anmerken.

Um 14 Uhr mussten wir zurück sein, um an der katholischen Kirche von Šilalė unsere Verwandten zu treffen. Genau wie im vergangenen Jahr lief uns dort wieder eine Hochzeitsgesellschaft über den Weg, die gerade aus der Kirche strömte. Die Damen waren mit ihren überwiegend in Rottönen gehaltenen offenherzigen Kleidern für das immer noch kühle Wetter viel zu leicht bekleidet. Eine weiße Stretch-Limousine auf dem Parkplatz zog unsere Aufmerksamkeit an.

Aber da sahen wir bereits Tante Meta und die anderen, die einen Blick in die festlich geschmückte Kirche werfen wollten. Wir begrüßten sie an der Tür und wurden sogleich von einem eilfertigen litauischen „Küster“ angesprochen, der uns hereinwinkte und uns unbedingt etwas zeigen wollte. Leider verstanden wir kein einziges Wort und konnten außer „Ačiū!“ (Danke!) und „Aš nesupratau.“ (Ich habe nichts verstanden.) zu diesem Gespräch nichts beitragen. So bekamen wir auch nicht heraus, ob es vielleicht der Altar, die seitliche Marienkapelle oder die Taufgesellschaft war, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdient hätten.

Dank unserer alten und neu erworbenen Ortskenntnisse konnten wir nun voranfahren, um den anderen den Weg zum Friedhof und zur evangeli-

schen Kirche zu zeigen. An Ort und Stelle kamen Tante Metas Erinnerungen zurück, und sie bestätigte die Geschichten, die uns Onkel Robert bereits im vergangenen Jahr erzählt hatte. Unsere Familie war von Genoten aus oft mit dem Pferdefuhrwerk nach „Schillehlen“ zum Gottesdienst gefahren. Hier versammelte sich immer eine große Gemeinde aus dem weiten Umkreis. Die Kirche war ein beliebter und zugleich für die eigene Identität wichtiger Treffpunkt der Litauendeutschen. Am Ortseingang kamen sie jedes Mal an dem deutschen Friedhof vorbei und machten oft Halt, um an die Gräber ihrer Verstorbenen zu gehen.

Tante Meta wusste noch, dass, vom Eingangstor aus gesehen, links in der Ecke das Grab ihrer Schwester Alma gewesen war (1927-1935). Das Kind war an Lungenentzündung erkrankt und im Alter von gerade erst 8 Jahren gestorben. Meta selbst war damals dreieinhalb Jahre alt gewesen und erinnert sich noch daran, wie ihre Schwester zu Hause aufgebahrt war. Auch unser Vater hatte davon ein paarmal erzählt, auch von seiner Trauer und dass er sich von seiner großen Schwester mit einem Kuss verabschiedet habe. Robert war mit 15 Monaten noch zu klein für ein bewusstes Erleben gewesen, erinnert sich aber noch an das Grab mit dem schlichten Holzkreuz, an dem er oft mit seinen Eltern gestanden hat. Tante Meta sagte, dass ihre Mutter ein Leben lang um Alma getrauert habe, die „so ein liebes Mädchen“ gewesen sei. Als sie Alma zu Grabe trug, erwartete sie gerade ihr siebtes Kind, Hulda, die im August 1935 geboren wurde. Wir suchten eine ganze Zeit nach dem Grab, von dem es jedoch keine Spuren mehr gab, bis sich Tante Meta sich immer sicherer wurde, die richtige Stelle gefunden zu haben.

Nicht weit entfernt davon, etwas mehr in der Mitte des Feldes, musste sich das Grab von Emil befunden haben. Er war das erste Kind von Frieda und Robert Herholz gewesen und im Januar 1924 in Genoten geboren worden. Er war aber krank zur Welt gekommen, hatte unaufhörlich geschrien und war, weil es keine ärztliche Hilfe gab, am dritten Tag gestorben.

Ein Jahr später, im Januar 1925, brachte Frieda in Genoten ihren zweiten Sohn zur Welt, Albert, den Feinsinnigen und Begabten, der sich später im Lager in Penzlin selbst eine Geige bauen würde. Er wurde mit 18 Jahren als Soldat in den Krieg geschickt und kam nicht mehr zurück. Beim Abschied hatte er noch ein Vermächtnis hinterlassen, nämlich den Namen für seine ungeborene Schwester: „Wenn es ein Mädchen wird, soll sie Erika heißen.“ Erika, das zehnte und jüngste Kind, kam im Feb-

ruar 1944 zu Welt. Albert hat sie nicht mehr kennengelernt. Eine Postkarte war sein letztes Lebenszeichen. Viel später kam eine Nachricht, dass er 1944 in Ungarn gefallen sei. Silvia erzählte uns, dass sie sich vor einigen Jahren auf die Suche nach seinem Grab gemacht habe, aber auch dort kein Name mehr zu finden sei. Deshalb wünscht sie sich für sich selber einen unverwüstlichen Grabstein, um für ihre Nachkommen einen eindeutigen Ort zu hinterlassen.

Unser Vater, der Viertgeborene der Familie, hat drei ältere Geschwister verloren und wohl immer vermisst. Hier auf dem Friedhof kam es mir so vor, als ob sie gegenwärtig wären und ihre Namen wieder den ihnen zustehenden Platz zurückbekommen hätten. Im Nachhinein ist mir erst bewusst geworden, dass wir für unsere gemeinsame Suche intuitiv den richtigen Anfang gewählt hatten.

Wir führen weiter zur evangelisch-lutherischen Kirche. Sie steht noch an derselben Stelle wie damals, präsentiert sich aber nach einer Renovierung oder einem Umbau fast wie neu. Leider haben wir noch niemanden getroffen, der uns darüber Auskunft geben könnte. Die Tür war erwartungsgemäß geschlossen. Aus dem Schaukasten ging hervor, dass hier am letzten Sonntag im Juli und August jeweils um 13 Uhr ein Gottesdienst stattfinden würde. Vermutlich trifft dasselbe auch für die anderen Monate des Jahres zu. Es gibt also nach wie vor eine evangelische Gemeinde, und wir fassten ins Auge, am Sonntag mit Tante Meta den angekündigten Gottesdienst zu besuchen. Vielleicht würden wir dort Menschen treffen, die uns etwas aus der Vergangenheit und Gegenwart erzählen könnten. Dass wir dazu jedoch überhaupt keine Zeit finden und etwas anderes Wichtiges vorhaben würden, konnten wir in diesem Augenblick noch nicht ahnen.



Hier in Šilalė haben unsere Großeltern, Robert Herholz und Frieda Kahlfeld, am 2.2.1923 geheiratet. Hier sind auch ihre Kinder getauft worden. In der gründlichen Untersuchung von Harry Stossun über „Die Umsiedlung der Deutschen aus Litauen während des Zweiten Weltkrieges“ (Marburg 1993) wird die wichtige Rolle der Kirchengemeinden für den Zusammenhalt der litauendeutschen Minderheit mehrfach hervorgehoben. Dort heißt es: „Allein der Tatsache, dass die Deutschen der evangelisch-lutherischen Kirche angehörten und sich dadurch von den katholischen Litauern unterschieden, ist es zuzuschreiben, dass die Volksgruppe bis in die Gegenwart hinein existiert hat“ (Stossun, S. 10). Im Zuge der größten deutschen Einwanderungswelle, die im 18. Jahrhundert einsetzte und sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hinzog, wurden zahlreiche neue Gemeinden gegründet, u.a. im Jahre 1800 in Tauragė und 1806 in Šilalė. „Gleichzeitig mit der Gründung der Kirchengemeinden wurden auch deutsche Schulen eröffnet“ (Stossun, S. 8). Die Konfessionszugehörigkeit sollte später bei der Umsiedlung der Deutschen eine wichtige Rolle spielen. Wer „umsiedlungswillig“ war, musste sich ab dem 24.1.1941 registrieren lassen und nachweisen, dass er auch zu den „Umsiedlungsberechtigten“ gehörte. Das führte zunächst zu Konflikten zwischen den deutschen und den sowjetischen Regierungsbevollmächtigten, bis schließlich die sowjetische Seite einlenkte und das Angebot machte, „dass bei der Frage der Registrierfähigkeit von

Personen im Zweifelsfalle immer für ‚deutsch‘ zu entscheiden sei, wenn der Antragsteller evangelisch war“ (Stossun, S. 81).

Tante Meta erinnerte sich daran, dass sie auch in Šilalė zu Schule gegangen war. Vielleicht war es das Gebäude neben der Kirche, in dem sich heute eine Kunst- und Musikschule befindet. Nachdem unsere drei Fotografen alles abgelichtet hatten, war es Zeit zur Weiterfahrt, da wir an der katholischen Kirche in Kvedarna für 15.30 Uhr mit Rasa verabredet waren. Von dort wollten wir – genau wie im Vorjahr – das letzte Stück nach Genoten zu Fuß zurücklegen, wo uns die Nachbarin Vida ab etwa 16 Uhr erwarten würde.

Wir fuhren wieder voraus, da wir die Strecke zwischen Šilalė und Kvedarna mittlerweile schon im Schlaf kannten. Wir parkten unsere beiden Autos mitten im Ort unmittelbar vor der imposanten Kirche, die Tante Meta natürlich sofort wiedererkannte. Silvia war vor allem entzückt von den blühenden Gärten und hatte großes Mitleid mit den angeketteten Hunden vor jedem Haus.



Jetzt mussten wir nur noch auf Rasa warten, die von Kaunas aus unterwegs war und die nächsten beiden Tage mit uns in Palanga übernachtet würde. Sie traf wenig später ein, sprang fröhlich aus dem Wagen und drückte Hans-Joachim die Tortenschachtel in die Hand, die sie aus Kaunas mitgebracht hatte. Wir hatten sie nämlich gefragt, mit was für einem Gastgeschenk wir Vida eine Freude machen könnten, worauf sie geantwortet hatte: „Wenn ich bei meinen Freundinnen eingeladen bin, bringe ich einen Kuchen mit.“ Den Vorschlag hatten wir dankbar angenommen

und ebenso das Angebot, dass sie den besten Käsekuchen von Kaunas für uns besorgen wolle. Wir begrüßten einander freudig und machten Rasa zuerst mit den Verwandtschaftsverhältnissen bekannt, die sie auch gleich begriffen hatte.

Dann zogen wir mit neun Personen und der Torte voran übers Feld. Immer spannender wurde die Frage, ob wir im Vorjahr mit unseren Recherchen recht gehabt und das richtige Grundstück gefunden hatten. Tante Meta erkannte den Weg wieder und fand auch die Stelle, an der ihre Mutter einen Acker besessen hatte, ziemlich genau auf halber Strecke zwischen Kvedarna und Genoten auf der rechten Seite. Dort waren sie als Kinder oft hingelaufen, um Kartoffeln zu buddeln und Gemüse zu ernten. Frieda hatte die vier Hektar Land von ihrem Vater Julius Kahlfeld anlässlich ihrer Hochzeit geschenkt bekommen. Er stammte ja aus Kvedarna und hatte wohl dort auch nach seiner Rückkehr aus den USA mit seinen vier Kindern gelebt, bis er eine Witwe aus Varniai heiratete. Aber das kommt später.

Nach 2 km waren wir am Ziel. Während Hans-Joachim und Rasa schon einmal die Torte „abliefern“ und Vida schonend darauf vorbereiteten, dass wir diesmal mit einer ganzen Horde anrückten, führte ich die restliche Gruppe zuerst zu unserem „Herholz-Gedenkhügel“, einen gewaltigen Haufen von riesigen Granitblöcken, ganz mit Bäumen, Büschen, Blumen und Moos überwuchert, wo wir im letzten Jahr gesessen und feierlich unserer Familie gedacht hatten. Meta mochte sich noch nicht recht festlegen, weil damals der Bachlauf („das Laufchen“) viel kleiner gewesen sei, das Nachbargebäude anders ausgesehen habe und sie sich nicht an so riesige Felsbrocken erinnern konnte. Anderes wiederum schien zu stimmen, etwa die Aussicht auf die etwas entfernter liegenden Bauernhöfe. Hans-Joachim kam hinzu und überbrachte von Vida die Einladung zum Kaffeetrinken. Er berichtete, dass sie sich gleich mit Rasa angefreundet und sie mit einem begeisterten Redeschwall in Beschlag genommen habe und dass Vidas Mann für uns schon die Sauna angeheizt habe, was als Zeichen höchster Gastfreundschaft gilt. Da wussten wir, dass wir erwartet wurden, und machten uns auf den Weg.



Nach einer herzlichen Umarmung zum Wiedersehen und allseitigem Händeschütteln unternahm Hans-Joachim den Versuch, Vida alle Personen der Reihe nach vorzustellen. Tante Meta war jedoch so aufgeregt, dass sie immer wieder fragte: „Wo war denn nun unser Haus?“ Vida gelang es in diesem Stadium auch noch nicht, ihre herzliche Begrüßungsrede zu halten. Stattdessen fragte sie Tante Meta kurzerhand: „Wie fühlen Sie sich?“ Die konnte ihre Gefühle aber noch gar nicht in Worte fassen.

Daher war es das Beste, dass wir uns erst einmal an dem gedeckten Tisch niederließen. Das Wetter hatte sich inzwischen zunehmend aufgehellt, sodass wir die ganze Zeit draußen sitzen konnten. Der Tisch mit der schwarz-rot-weiß-karierten Tischdecke stand auf einer Wiese zwischen Sauna und Teich, umgeben von Rosen und mit Blick auf den idyllischen Garten mit allerhand Steinskulpturen und lustigen Figuren. Besonders eine gelbe Schildkröte hatte es uns angetan! Der Rohbau eines kleinen Hauses trug noch eine Richtkrone. Wir erfuhren nach und nach, dass dies alles das Werk von Vidas Lebensgefährten war

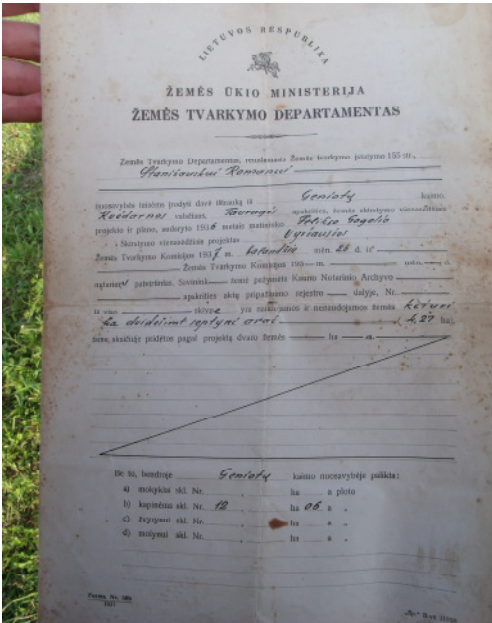


Vida ging ins Haus, um Kaffee zu holen. Rasa fing an, die Torte aufzuschneiden. Vidas Mann präsentierte unentwegt seine Sauna und wollte unbedingt, dass wir mit hineingingen, was einige auch für einen kurzen Moment taten. Hans-Joachim und Günter hielten alles im Foto fest. Und Silvia seufzte immer wieder aus tiefstem Herzen: „Wie still es hier ist!“ Nachdem Vida noch mehr Stühle und haufenweise Geschirr herbeigeschleppt hatte, hielt sie zum ersten Wodka ihre kleine Begrüßungsrede. Sie freute sich, dass wir uns auf

den weiten Weg gemacht hätten und dass wir eine so „schöne“ Familie seien. Das sei für sie geradezu etwas Heiliges. Sie heiße uns auf dem Land unserer Väter willkommen, und sie wünsche sich gemeinsam mit ihrem Mann, dass wir es wieder in Besitz nehmen würden. Glücklicherweise hatte ich noch am Morgen im Reiseführer gelesen, dass es üblich ist, beim Zutrinken derartige Reden zu halten, gern auch mehrere im Laufe einer Mahlzeit, und improvisierte schnell eine wesentlich schlichtere Dankesrede, die Rasa in der gebührenden Form übersetzte.

Dann ließen wir uns Käsekuchen, litauisches Brot, Speck, Wurst, Gurken und Tomaten schmecken. Auch der eine oder andere Wodka machte die Runde. Vida holte ihr Fotoalbum herbei, das sie uns schon im letzten Jahr gezeigt hatte, und erzählte dazu viele Geschichten. Tante Meta konnte mit verschiedenen Namen etwas anfangen und wurde immer gelöster. Währenddessen hatte Vidas Mann sich – bis auf eine Badehose – entkleidet und testete seine körperliche Widerstandsfähigkeit bei ungezählten Saunagängen, mittlerweile resigniert, weil keiner von uns

mitmachen wollte. Der Arzt Achim hielt sich schon bereit für möglicherweise erforderliche Reanimationsmaßnahmen.



Jetzt stand noch ein letztes Highlight aus, das uns Vida im Telefonat mit Rasa bereits in Aussicht gestellt hatte: Ihr Nachbar habe einen Grundstücksplan wiedergefunden, auf dem unser Name verzeichnet sei. Um dieses Schriftstück mit eigenen Augen zu sehen, machten wir uns gemeinschaftlich auf den Weg, nicht ohne vorher noch einmal für ein Gruppenfoto posiert zu haben. Mit der himmlischen Ruhe war es mittlerweile vorbei, da

aus der Scheune des Nachbarn laute Bässe herüber dröhnten. Sein Sohn läutete offenbar das Wochenende ein. Der Bauer war gerade mit dem Melken einer schwarz-weißen Kuh fertig geworden und kam mit einem fast vollen Eimer über die Wiese. Vida und Rasa verwickelten ihn sofort in ein lebhaftes Gespräch, sodass er mit dem Eimer im Haus verschwand und bald darauf mit einem Dreiliterglas voll frischer Milch für Rasa zurückkam, während seine kleine zehnjährige Tochter stolz die ersehnte Urkunde vor sich hertrug und alles Weitere mit wachen Augen verfolgte.

Wir durften das Dokument von allen Seiten betrachten und fotografieren, was zu weiteren wortreichen Debatten führte. Es handelte sich um ein vergilbtes Schriftstück mit Datum vom 8.4.1943 in litauischer Sprache unter dem Titel: „Lietuvos Respublika. Žemės Ūkio Ministerija. Žemės Tvarkymo Departamentas“. Das Dokument wurde ausgestellt für „Romanis Stanišauskis“, um dessen Grundstück es im folgenden Text geht. Aus einer Skizze gehen auch die „angrenzenden Grundstücke“ hervor, von denen eines das Eigentum von „Olga Herholz und

anderen“ war. Unterschrieben hat der „Žemės Tvarkymo Departamento Direktorius“. Wir freuten uns sehr, unsern Namen hier schwarz auf weiß zu lesen, ohne im Einzelnen zu verstehen, was das rechtlich bedeutet. Dies zu klären, bleibt weiteren Nachforschungen vorbehalten.

Im weiteren Verlauf klärte sich auch auf, was es mit dem früheren Nachbarn „Ramonis“ auf sich hatte, der so arm war und so viele Kinder hatte und so oft zum Essen herübergekommen war. Robert und Meta hatten übereinstimmend von ihm berichtet, aber niemand wollte hier bislang diesen „Ramonis“ kennen. Das ist auch kein Wunder, denn in Wahrheit hieß er „Romanis Stanišauskis“, wie auf dem Schriftstück zu lesen ist. Im Litauischen ist es nämlich üblich, einander mit Vornamen anzureden und zu siezen. Unsere Großmutter war damals für die Nachbarn „die Robertiene“, also die „Frau Robert“. Der besagte "Herr Romanis" hatte nicht nur viele Kinder gehabt, sondern auch eine Enkelin, die inzwischen den Hof geerbt (oder erworben oder wieder zurück bekommen) hat, die ihn jedenfalls jetzt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern bewohnt. Das ist eben jene Ehefrau von „unserem“ Nachbarn, die wir im letzten Jahr kennengelernt hatten, die aber diesmal offenbar nicht zugegen sein konnte. Demzufolge ist er der Ehemann der Enkelin des früheren Nachbarn unserer Familie. Das alte Gebäude ist mittlerweile durch ein größeres ersetzt worden, sodass Tante Meta es natürlich nicht wiedererkennen konnte.

Auch für die Granitbrocken gab es eine Erklärung. Die waren, warum auch immer, bei den Trockenlegungsarbeiten erforderlich gewesen, als die Russen die ganze Fläche in eine Kolchosa verwandelt und mit tiefen Gräben durchzogen hatten. Das beantwortet zugleich die Fragen, warum der Bachlauf jetzt viel tiefer war und warum wir im letzten Jahr den Teich trotz verzweifelter Suche nicht hatten finden können. Am Ende gab es keinen Zweifel mehr, und auch Tante Meta war sich ganz sicher, dass wir das Land unserer Väter gefunden hatten und dass wir gerade in diesem Moment darauf standen!



Jetzt endlich konnten wir uns zufrieden verabschieden, mussten aber Vida versprechen, bald wiederzukommen und dann in Klaipėda in „ihrem Hotel Palva“ zu wohnen, wenn nicht gar in dem bis dahin fertiggestellten Ziegelhaus. "Unser Nachbar" bestand darauf, uns in seinem klapprigen Wagen noch ein Stück zu fahren, zumindest so viele, wie sich hineinquetschen konnten. Vor der Kirche von Kvedarna standen wir noch eine Weile zusammen und stimmten die Pläne für den folgenden Tag ab, bevor wir mit drei Autos zu unseren unterschiedlichen Quartieren in Palanga weiterfuhren.

Hier kannten wir uns nun schon aus. Unser Hotel „Alka“ (Heimatmuseum) lag nur wenige Schritte von der „Vila Diemedis“ (Villa Wermut) entfernt in derselben Straße und erwies sich wieder als Glücksgriff. Unser Stammlokal kannten wir ja schon, das Restaurant „Lietuvos rytas“ („Litauens Morgen“, was der Name einer Zeitung ist). Es war alles noch genauso schön und freundlich, professionell und lecker wie im letzten Jahr; und so konnten wir diesen aufregenden Tag noch in aller Ruhe ausklingen lassen.

9. Tag: Samstag, 30. Juli 2011
(in Varniai / Švėkšna / Bareikos / Vainotiškė / Šalpėnai)

Dieser Tag sollte zu einem Höhepunkt unserer Reise werden. Wir haben an vielen Orten nach Spuren gesucht, sind vielen Menschen begegnet, die uns berührt haben, und haben am Ende Tante Grete gefunden.

Nach dem reichhaltigen Frühstück erwarteten wir Rasa in unserer Hotelhalle, um mit ihr zum „Žalias Namas“, dem „Grünen Haus“, zu fahren, in dem unsere Verwandten untergekommen waren. Dort standen Tante Meta, Silvia, Günter und Helma schon zur Abfahrt bereit. Achim und Stephan wollten den Tag am Strand verbringen.

Es war Tante Metas sehnlichster Wunsch, Varniai zu sehen, wo sie noch niemals in ihrem Leben gewesen war. Varniai aber war die „Stadt ihrer Träume“, von der ihre Mutter ihr immer vorgeschwärmt hatte, wie wunderschön es dort sei. Darum kränkt es sie bis heute, dass sie als Kind niemals dorthin mitgenommen wurde. Dort war nämlich im Jahre 1940 ihr Großvater Julius Kahlfeld gestorben, und ihre Eltern waren „einfach“ mit dem Pferdewagen zur Beerdigung gefahren und hatten die Kinder zu Hause gelassen. Onkel Robert hatte sich im letzten Jahr in ähnlicher Weise geäußert und sich beklagt, dass seine Eltern „einfach“ über Nacht weggeblieben seien, obwohl zu Hause sechs Kinder auf sie warteten. Tante Erika ist im Besitz eines Fotos, auf dem die Nachkommen des Julius Kahlfeld an seinem offenen Sarg stehen. Die unverarbeiteten Kindheitserlebnisse waren bei Tante Meta auf einmal wieder so präsent, dass wir heute unbedingt diese Fahrt unternehmen mussten.

Wir wählten die nördliche Route über die A 11, fuhren durch liebliche Landschaften und waren in etwa zwei Stunden am Ziel. In der Tat präsentierte sich Varniai als eine sehr hübsche und gepflegte Stadt in der Nähe des großen „Lukštas-Sees“ (Es ist der einzige See in Litauen, wo man Bernstein finden kann, vgl. www.litauen.info). Übertroffen präsentiert sich schon von Weitem die Kathedrale St. Peter und Paul aus dem 17. Jahrhundert mit ihren barocken Türmen. Rasa erzählte uns unterwegs von der einstigen Bedeutung dieser Stadt. Hier war (im Jahr 1770) ein Priesterseminar entstanden, das im 19. Jahrhundert eine Zeitlang die wichtigste Hochschule des Landes war, weil die Russen die Universität in Vilnius (bis auf die medizinische Fakultät) geschlossen hatten. Seit 1999 ist in dem Gebäude das bedeutende Samogitische Diözesanmuseum untergebracht.

Von so viel historischer Bedeutsamkeit waren wir überrascht und konnten nun besser verstehen, warum die kleine Stadt so besonders großzügig und gepflegt erscheint. Wie schon mehrfach bewährt, wählten wir als Treffpunkt die katholische Kirche, wo wir mit beiden Autos gleichzeitig eintrafen. Wir steuerten das bischöfliche Museum an, weil wir

dort im Vorbeifahren einen Hinweis auf eine Touristeninformation gesichtet hatten.

Rasa wusste über ihren Auftrag bestens Bescheid, nämlich nachzufragen, ob in diesem Ort der Name „Kahlfeld“ noch bekannt sei und ob es Hinweise gäbe, wo sich früher deutsche Bauernhöfe befunden hätten. Unterwegs hatten wir ihr die Geschichte von unserem Urgroßvater erzählt: Julius Kahlfeld, geb. 1866 in Kvedarna, war in jungen Jahren nach Amerika ausgewandert und dort in Sherwood/Oregon ansässig geworden. Offenbar war Amerika „das Land seiner Träume“ gewesen. Dort hatte er auch seine erste um zehn Jahre jüngere Frau gefunden, Marta Dittmann aus Pinneberg, die ebenfalls zusammen mit ihren Eltern und ihrer Schwester Berta in die USA eingewandert war und in Portland lebte. Um das Jahr 1895 heirateten sie, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert, oder so ähnlich. Jedenfalls wurden ihnen kurz hintereinander fünf Kinder geboren, Eduard, Ida, Hermann, Frieda und Marie. Nach der Geburt des fünften Kindes starb die Mutter im Jahre 1903 im Alter von nur 27 Jahren, wenig später starb auch das Kind. Julius war nun mit vier kleinen Kindern allein. Da kam aus Litauen die Nachricht, dass sein Vater gestorben sei und ihm ein Stück Land hinterlassen habe. Er fasste den Beschluss, in seine Heimat zurückzukehren. Angeblich soll seine Schwiegermutter Dittmann ihm dringend davon abgeraten haben, weil er in Litauen „seine Kinder ins Elend stürzen“ werde. Er ließ sich jedoch nicht aufhalten. Unsere Großmutter Frieda (geb. 1902) hatte als früheste Kindheitserinnerung das Bild vor Augen, wie sie mit dem Schiff Amerika verlassen haben. So jedenfalls hat es Tante Erika erzählt.

Vermutlich lebten sie zunächst in Kvedarna, wo Julius noch ein paar Jahre mit den Kindern allein blieb, bis er eine Witwe aus Varniai heiratete, die ebenfalls vier Kinder mit in die Ehe brachte. Damals war Frieda neun Jahre alt. Sie hat mir selbst auf einer Bank in Lustadt von ihrer Stiefmutter erzählt, unter der sie sehr zu leiden hatte. Deren Namen habe ich nie erfahren. Die Eheleute bekamen noch vier gemeinsame Kinder, und seitdem gab es drei Arten: „meine Kinder, deine Kinder, unsere Kinder“. Die Kinder von Julius wurden angeblich benachteiligt, sodass Frieda im Nachhinein gesagt haben soll: „Wären wir bloß in Amerika geblieben!“

Sie selbst heiratete mit 21 Jahren in Šilalė den Bauern Robert Herholz aus Genoten, wie ich bereits im gestrigen Bericht erwähnt habe. Die

Hochzeit wurde (möglicherweise) mit großer Pracht gefeiert, und obwohl es ihr bei ihrer Stiefmutter so schlecht ergangen war, schwärmte sie doch zeitlebens von der schönen Stadt Varniai. Manchmal kam von dort ihr Halbbruder Albert mit dem Motorrad zu Besuch. Aber niemals durften die Kinder ihren Großvater und die anderen Verwandten besuchen. Das ist schon sehr merkwürdig, und gern wüsste ich darüber mehr. Die nette Frau an der Kasse des Museums gab sich große Mühe. Sie kramte ein paar Telefonbücher hervor, um nachzuschlagen, ob sich darin noch der Name „Kahlfeld“ oder „Kalfeldis“ findet, leider ohne Befund. Die Frage nach einem deutschen Friedhof verneinte sie. Dann fiel ihr ein, dass hier im Ort noch ein uralter Mann von fast 100 Jahren lebe, der jahrzehntelang Kirchendiener gewesen sei. Aufgrund seines hohen Alters und seiner vielen Kontakte könne er vielleicht noch etwas wissen, was uns weiterhelfen würde. Sie beschrieb uns den gar nicht weiten Weg, und wir zogen hoffnungsvoll los.

Vorbei an einem erstaunten alten Mann, den wir auf Litauisch grüßten, kamen wir zu einem kleinen Haus in idyllischer Umgebung. Günter hat alles im Foto festgehalten: den blühenden Garten, den Brunnen, den Bach und das Storchennest. Im Vorderhaus wohnte eine auch nicht mehr ganz junge Frau, die uns zum Hintereingang verwies. Wie sich herausstellte, kümmerte sie sich um den alten Mann. Rasa klingelte ein paar mal und klopfte dann ans Fenster, denn „alte Menschen hören ja manchmal schlecht“. Nach einer Weile kam er heraus, auf Strümpfen und am Stock. Das karierte Hemd hatte er nur schnell übergeworfen. Rasa erklärte ihm unsern Überfall, und er hatte sofort die Sachlage erkannt. Er war leider erst nach dem Krieg hierhergekommen und konnte sich an den Namen „Kahlfeld“ nicht mehr erinnern. Er wusste aber eine andere Frau in seinem Alter, die bestimmt weiterhelfen könne. Mit dem Stock malte er uns den Weg in den Sand, und Rasa notierte den Namen. Sie erkundigte sich noch nach seiner Gesundheit und seiner Familie. Er sprach von seinen Beschwerden in den Beinen und von seinen Kindern, die alle weggezogen seien. Als wir uns dankend verabschiedeten, winkte er uns mit traurigen Augen nach.

Der Weg führte weiter zu Frau Bene, der Tochter der gesuchten alten Dame. Wir sahen sie von Weitem bei der Arbeit in ihrem schönen Garten, und als Rasa ihr zuwinkte, kam sie zu uns an den Zaun. Auch sie war keineswegs überrascht über sechs Deutsche, die nach ihren Vorfahren suchten, sondern war ganz im Gegenteil hoch erfreut. Sie deutete

unbestimmt in eine südliche Richtung, wo es früher deutsche Bauernhöfe gegeben habe, bedauerte aber, dass ihre Mutter nicht zu Hause sei, sondern für ein paar Tage zu ihrem Bruder (also deren Sohn) gefahren sei. Sie wolle sie aber nach ihrer Rückkehr sofort befragen. Außerdem sei es günstig, wenn wir zu weiteren Recherchen nach Šilalė, dem früheren Kirchort, fahren würden. Sie könne uns auch bei den Nachforschungen behilflich sein, denn sie sei früher hier Ortsvorsteherin gewesen. Am besten, wir würden am Dienstag noch einmal wiederkommen, da am Wochenende ja nichts zu machen sei. Sie beschrieb uns noch den Weg zum Friedhof und versprach, auf jeden Fall mit Rasa zu telefonieren. Sie war wirklich sehr engagiert, und als ich ihr zum Abschluss mit meinem mühsam erworbenen Litauisch alles Gute wünschte („Aš linkiu Jums viso geriausio!“), da kamen ihr die Tränen, und über den Zaun hinweg fiel sie mir um den Hals.

Wir wanderten weiter zum Friedhof. Der alte Mann stand immer noch staunend an derselben Stelle, und eine alte Frau hatte sich dazu gesellt. Rasa hielt mit den beiden ein kleines Schwätzchen zur Erklärung, was diese Deutschen hier suchten, und erkundigte sich nach Gesundheit und Kindern. Die alte Frau antwortete, ihre Kinder seien weggezogen, aber wohin, das dürfe sie niemandem verraten. Als Günter bat, ein Foto machen zu dürfen, stimmte sie nur unter der Bedingung zu, dass dieses nicht in Deutschland in der Zeitung erscheinen dürfte. Wir dachten über die tief sitzenden Ängste der Frau nach, passierten wieder das bischöfliche Museum und kamen nach einiger Zeit zu einer gelben Holzkirche.

Wir gingen hinein und trafen den Probst, von dem Rasa schon im Gespräch am Gartenzaun erfahren hatte und darum beherzt auf ihn zuing. Wir dagegen wussten von seiner Existenz noch nichts, als wir von Weitem seine imposante Erscheinung sahen, und wagten uns nur zögernd näher. Als wir vollzählig um ihn versammelt waren, erhob er seine Stimme und wettete über die verdammungswürdigen Russen, unter deren Herrschaft die Kirchen so viel leiden mussten. Auch diese Kirche war zweckentfremdet worden und benötigte zur Renovierung – vor allem für die Orgel – dringend westliche Spendengelder. Rasa weigerte sich jedoch, dies alles wörtlich zu übersetzen. Zum Abschied gab er jedem von uns die Hand und versicherte, dass wir alle Brüder und Schwestern in Christo seien. Er wies uns auch noch den Weg zum Friedhof, den wir nun bald erreichten.

Wir schwärmten einzeln aus, um auf den Grabsteinen nach deutschen Namen oder Inschriften zu suchen. Nichts war zu finden, und ich hatte schon den Verdacht, dass es sich wie in Šilalė verhalten könnte, wo wir im vergangenen Jahr ebenfalls den großen Friedhof erfolglos abgesucht hatten. Damit lag ich durchaus richtig, was wir aber hier noch nicht wissen konnten. Als wir erschöpft zur Straße zurückkehrten, saß dort auf der Mauer unsere neue Freundin Bene. Sie war uns mit dem Auto gefolgt und hatte uns hier auf dem Friedhof vermutet. Sie hatte nach unserm Besuch umgehend mit ihrer Mutter telefoniert, die zwar nicht auf Anhieb ihre Erinnerungen parat hatte, aber darüber in Ruhe nachdenken wollte. Außerdem sei ihr noch etwas Wichtiges eingefallen, nämlich ein anderer Friedhof etwas außerhalb des Ortes, den sie uns zeigen könne.

Sie lud Tante Meta, Rasa und Hans-Joachim in ihr Auto, während wir anderen zu Fuß zur katholischen Kirche zurückgingen, um von dort aus gemeinsam zu dem besagten Friedhof zu fahren. Wir warteten eine ganze Weile, und Günter nutzte die Zeit, um am Straßengraben einen kleinen Mittagsschlaf zu halten. Silvia erzählte, dass er seit seiner Kindheit überall auf Anhieb einschlafen kann und sich danach wieder top-fit fühlt. Mittlerweile war Frau Bene mit ihren drei Fahrgästen kurz entschlossen schon auf dem Friedhof gewesen, von wo sie hoch beeindruckt zurückkehrten. Es handelte sich tatsächlich um ein kleines Gräberfeld von Deutschen, das lange in Vergessenheit geraten war und das jetzt wieder freigelegt wurde. Frau Bene war selbst an dieser Initiative beteiligt, hatte aber am Gartenzaun nicht gleich daran gedacht. Inzwischen waren schon mehrere Grabstellen wiederhergestellt worden und wurden von den Einheimischen gepflegt. Hans-Joachim berichtete von dem sehr emotionalen Moment, als Frau Bene sagte, dass die Deutschen Teil der litauischen Geschichte seien, dass sie hierher gehören und dass sie Litauen sehr fehlen.

Wir fuhren nun auch zu dem Feld, wo Hans-Joachim uns alles zeigte und erklärte. Die Gräber waren chronologisch angeordnet, die letzte Reihe vor einer Scheunenwand war fast fertig. Die Umrandungen waren unter der Grasnarbe noch vorhanden gewesen, und einige Gräber waren schon mit Blumen bepflanzt. Wir hielten es für außerordentlich wahrscheinlich, dass eines davon das Grab von Julius Kahlfeld sein könnte, der hier 1940 gestorben war. Damit hatten wir heute schon mehr gefunden, als wir hätten hoffen können.

Helma und Günter verabschiedeten sich, um zum „Berg der Kreuze“ in Šiauliai weiterzufahren. Tante Meta und Silvia stiegen zu uns ins Auto, und wir steuerten Švėkšna an. Dort in der Gegend musste sich der Hof mit der Flachsfabrik befinden, wo unsere Familie nach ihrer „Rücksiedlung“ im Jahr 1942 zunächst für einige Monate gewohnt hatte, bevor dann Mutter Frieda durchsetzte, dass sie doch noch einmal für eine kurze Zeit nach Genoten zurückzogen. Nach 50 km kamen wir wieder durch Kvedarna, hatten aber für einen Abstecher nach Genoten keine Zeit mehr. Wir mussten weiter und nahmen im Kreisverkehr, diesmal von Norden kommend, die erste Ausfahrt in westlicher Richtung. Wir überquerten den Fluss „Jūra“ und fuhren knapp 30 km durch die waldreiche Gegend, die mir schon im vorigen Jahr so gut gefallen hatte.

Als die rot-weißen Türme der neogotischen Kirche von Švėkšna vor uns auftauchten, hatten wir mittlerweile Hunger bekommen und kamen überein, zuerst nach einem Restaurant Ausschau zu halten. Wir hatten nicht mit den Menschenmassen gerechnet, die uns auf den Straßen und auf dem Marktplatz entgegenkamen. Im Schlosshof fand nämlich ein Musikfestival statt, das größte Fest des Jahres, und dazu bewegten sich auch noch mindestens drei verschiedene Hochzeitsgesellschaften durch die Stadt: Stretch-Limousinen, rot gekleidete Damen, Fototermine auf der Schlosstreppe... An einen Tisch im Restaurant war unter diesen Umständen nicht zu denken, und die alte Mühle am See, die der Reiseführer empfahl, schien schon seit Längerem geschlossen zu sein. So blieb uns nichts weiter übrig, als in einer Dönerbude einzukehren, und das war richtig gut. Wieder einmal war es ein Familienbetrieb mit noch nicht ganz erwachsenen Kindern, die unter den aufmerksamen Augen ihres Vaters zunächst mit dem ungewohnten Ansturm leicht überfordert waren, dann aber doch nach und nach Getränke, Besteck und zuletzt ein leckeres Essen herbeitrugen und sogar ganz gut Englisch sprachen. Tante Meta bezahlte, und wir waren rundherum zufrieden.

Jetzt galt es, den Bauernhof mit der Flachsfabrik zu finden. Der Name „Wainotischen“ (Vainotiškė), den ich von Tante Meta im letzten Jahr erstmals gehört hatte, war weder auf meiner tollen Litauen-Karte noch im Navi verzeichnet. Ich hatte den Ort jedoch auf „google-maps“ auffindig gemacht und hatte mir glücklicherweise notiert, dass er genau 7 km von Švėkšna und 23,5 km von Genoten entfernt liegt. In diesem Zuge hatte ich auch rein zufällig herausgefunden, dass ganz in der Nähe der Ort „Bareiken“ (Bareikos) liegt, wo unsere Urgroßmutter Juliane

Naujok geboren wurde. Wir mussten also „einfach nur“ einen Radius von 7 km in nordöstlicher Richtung beschreiben... Wieder einmal kamen uns freundliche Menschen und ein unverdientes Glück zur Hilfe. Wir folgten unserer Intuition und fuhren eine Weile auf „weißen“ Straßen, als wir in ein liebliches Tal kamen: ein lichter Wald, ein rauschender Bach und dazwischen vereinzelte Höfe mit Blumen vor der Tür. So märchenhaft schön war es noch nirgends anders gewesen.

Auf gut Glück hielten wir vor einem Haus an, um jemanden zu fragen, wo wir uns hier eigentlich befänden. Rasa ging entschieden die kleine Anhöhe voran und ließ sich auch von dem kläffenden Hund nicht abschrecken. Da kam ein netter „Bär von einem Mann“ herbei und ließ sich den Sachverhalt erklären. Ja, Vainotiškė sei dort drüben, und Bareikos, ja, das sei hier, genau an dieser Stelle. Der Name „Naujok“ sei ihm auch schon zu Ohren gekommen. Und nun wolle er seinen alten und kranken Vater holen, der zwar erst seit den 60-er Jahren hier sei, der aber bestimmt noch mehr sagen könne. Er holte den alten Mann aus dem Haus, ordnete ihm liebevoll den Kragen seiner Strickjacke und erklärte ihm geduldig, um was es ging. Der musste nicht lange überlegen, sondern sagte: „Das Haus der Familie Naujok steht nicht mehr. Aber das Grundstück ist gleich da drüben hinter der Wegbiegung, da wo am Wiesenrand die große Eiche steht!“ Der Sohn wusste nun Bescheid und bot uns an, mit seinem Auto zur Eiche vorauszufahren.

Nach wenigen Hundert Metern stellten wir die Autos am Wegesrand ab und folgten unserm Helfer noch ein Stück zu Fuß, jedenfalls Rasa, Hans-Joachim und ich. Tante Meta und Silvia trauten sich nicht, was wir zunächst nicht verstanden. Sie hatten Angst vor den beiden angeketteten Bullen und sagten uns hinterher, dass wir uns fahrlässigerweise in Lebensgefahr begeben hätten. Ihr Mann, bzw. Vater, Fritz sei beinahe einmal von einem wütenden Bullen aufgespießt worden. Ahnungslos standen wir also auf dem Grundstück, wo unsere Urgroßmutter 1856 geboren wurde. Von ihr kenne ich keine einzige Geschichte. Aber ich fand ihren Namen immer so schön: Juliane Naujok aus Bareikos. Sie heiratete August Herholz aus Genoten und ist daselbst im Jahre 1908 gestorben, mit nur 52 Jahren. August Herholz dagegen verbrachte sein ganzes Leben in Genoten (von 1851 bis 1929) und erreichte ein Alter von 78 Jahren. Die Eheleute bekamen die beiden Söhne Richard und Robert und die vier Töchter Olga, Emma, Auguste und Nathalia.

Unser neuer Freund trug den Namen des Großfürsten Gediminas. Er spürte wohl genau, was in uns vorging, denn er sagte: „Ja, der Krieg, der hat so vieles zerstört!“ Er drehte sich um und wischte sich über die Augen und entschuldigte sich, dass er so „sentimental“ sei. Das verstanden wir auch ohne Übersetzung. Dann erzählte er voller Stolz von seinen beiden begabten Kindern. Wir hatten ihn lieb gewonnen und sprachen unterwegs noch oft von dem großen, weinenden Litauer.

Jetzt wussten wir, dass wir auf dem richtigen Weg waren und dass auch Vainotiškė nicht mehr weit sein konnte. Entsprechend meiner Erinnerungen von dem Satellitenbild suchte ich nach einer Abzweigung nach links, an der der Hof sofort rechter Hand liegen musste. Weil Tante Meta sich nicht gleich sicher war, fuhren wir zunächst daran vorbei. Doch ich hatte mit meiner Vermutung richtig gelegen. Wir kamen zu einem Gehöft aus mehreren Holzgebäuden, wo wir von bellenden Hunden empfangen wurden. Tante Meta erkannte nach und nach immer mehr Details: „Ja, genau in diesem Haus haben wir gewohnt. Und da nebenan wohnte eine andere Familie, die hatten zwei Töchter, ein paar Jahre älter als ich, Marita und Else glaube ich. Die kamen oft zu uns herüber.“

Kein Mensch war zu sehen. Wahrscheinlich waren sie zum Melken unterwegs oder bei dem Fest in Švėkšna. Wir wollten schon unverrichteter Dinge gehen, als eine Frau an zwei Krücken und barfuß aus dem Nachbarhaus kam. Rasa hatte die Situation sofort im Griff, begrüßte die Frau und erklärte, wonach wir suchten. Ja, wir wären hier richtig. Eine Familie Herholz habe hier früher einmal gewohnt, mit ziemlich vielen Kindern. Sie selbst habe damals nur ein paar Häuser weiter gewohnt und sei oft herübergekommen, um mit den Kindern zu spielen. Dabei habe sie auch ein bisschen Deutsch gelernt. Tante Meta war sprachlos. „Ich bin doch die Meta. Und wenn du damals hier gewohnt hast, dann kennen wir uns. Kannst du dich auch noch an Marita und Else erinnern?“ Die Frau konnte alles bestätigen. Sie hatte als Kind mit Meta gespielt und kannte auch Marita und Else; die seien aber schon gestorben.

Und dann sagte sie, dass hier ganz in der Nähe noch eine Frau wohne, die eine geborene Herholz sei. Das sei die Grėte. Sie wohne bei ihrer jüngsten Tochter im Nachbarort "Šalpėnai". Tante Meta wurde ganz aufgereggt: „Ja genau, die Grėte!“ Dann kamen ihr die Tränen, heute zum ersten Mal, und die beiden Frauen lagen sich in den Armen. Es hätte noch viel zu erzählen gegeben, aber jetzt mussten wir dringend

weiter. Rasa ließ sich den Weg erklären, der eigentlich ganz einfach war. Unterwegs mussten wir uns aber doch noch einmal vergewissern und trafen zwei nette junge Männer, die ein gutes Englisch sprachen und sich sehr dafür interessierten, wo genau wir in Deutschland wohnten. Sie sprangen in ihr Auto und fuhren uns voran zu dem Haus unserer neuen und alten Verwandten, Tante Grête.

Wieder einmal ging Rasa voraus und schellte an der Tür. Nichts rührte sich, bis der Nachbar kam und uns erklärte, die jungen Leute seien bei einem Konzert in Švėkšna und die alte Frau sei vielleicht bei ihrer anderen Tochter hier im Ort. Wir sollten ihm doch unsere Namen und Telefonnummern aufschreiben. Er würde dann den jungen Leuten Bescheid sagen. Hans-Joachim und ich schrieben unsere Namen und Anschrift auf einen Zettel und bedankten uns für die Hilfe: „Ačiū už pagalbą!“ Wie oft hatte ich diesen Satz heute schon anwenden können! Es war mittlerweile schon 20.30 Uhr, obwohl wegen der weit westlichen Lage in der Zeitzone noch hell die Sonne schien. Wir hatten aber noch eine gute Stunde Fahrt vor uns und wollten gerade einsteigen.

Da sahen wir sie herauskommen, eine zierliche Frau auf zwei Krücken, die langsam die Stufen herunterstieg und sich suchend umsah. Tante Meta ging zögernd zurück, wir anderen in gebührendem Abstand hinterher. Ich meinte sofort, eine Familienähnlichkeit zu erkennen, als Tante Meta fragte: „Bist du die Grête?“ „Ja!“ (mit einem fragenden Unterton: Warum fragst du mich das?) „Und ich bin die Meta, weißt du, deine Cousine Meta Herholz ...“ Wie es genau weiter ging, weiß ich nicht mehr, nur dass Tante Grete allmählich begriff und zunächst keine Worte fand und dann sagte, wir sollten hereinkommen.

Das taten wir auch und nahmen alle auf dem braunen Sofa Platz und saßen alle um einen Tisch. Nur Rasa setzte sich diskret auf das andere Sofa gegenüber. Tante Grête sprach so ein singendes, ostpreußisch gefärbtes Deutsch, wie ich es von unserer Großmutter kannte. Sie sagte immer wieder: „O jej, o jej.“ Und immer wieder auch: „So unverhofft! So ejne Überraschung!“ Tante Meta erklärte ihr, wer wir alle wären, ihre Tochter Silvia und Traute, die Tochter vom Hermann, und auch sein Sohn Hans-Joachim. Da sagte Tante Grete: „Nej, nej, solche schejne Menschen!“ Das sagte sie noch ganz oft und tätschelte dabei Hans-Joachim den Arm. Nach und nach waren ihr die Zusammenhänge klar geworden. Da sagte sie wieder: „So unverhofft. Davon hätt ich nie nich in mejnem Läben jeträumt.“



Meta fragte nun nach ihren Eltern und vielen anderen Personen und wollte alles ganz genau wissen. Da erzählte sie von ihrem Vater Richard (1888-1977), von ihrer Mutter Nathalia, ihrem jüngeren Bruder, der schon als kleines Kind gestorben sei, und von ihres Vaters Schwester, Emma Kahlfeld, die kinderlos geblieben sei und nach dem Tod ihres Mannes hier bei ihnen im Hause gelebt habe. Sie überlegte weiter: "Und meines Vaters Bruder hieß Robert, der hatte viele Kinder." Manchmal war es schwierig, über die verwandtschaftlichen Beziehungen den Überblick zu behalten und die Generationen nicht zu verwechseln, so dass sie schließlich sagte: "Das mischt sich alles im Kopf!"

Grete erzählte weiter, dass ihr Mann Wilhelm schon lange gestorben sei, dass sie sechs Kinder habe, die Töchter Vanda, Rūta und Lolita und die Söhne Alfredas, Albertas und Robertas, alle hier in der Nähe, und dass sie bei ihrer jüngsten Tochter Lolita und deren Familie wohne. Die sei geschieden und habe mit dem Vater ihrer beiden Jungen keinen Kontakt mehr. Sie habe aber wieder einen Freund, der sei „ein sehr juter Mensch“. Sie bedauerte sehr, dass sie alle gerade nicht zu Hause seien: „Die jungen Leute wollen immer was erleben!“ Wir sollten aber unbedingt auf die Tochter warten, die uns dann etwas anbieten würde. Wenn sie etwas nicht verstand, sagte sie: „Ich hör doch so schlecht mit die Ohren.“ Wenn Meta aber noch einmal nachfragte, klappte die Verstan-

digung in der Regel, während sie den tiefen Bass von Hans-Joachim überhaupt nicht verstehen konnte.

Mehrfach erzählte sie: „Wir waren umjesiedelt, nach Selow in Mecklenburg, das war bei Bitzow. Das war vor dem Krieg, 1941.“ Hans-Joachim und ich schauten uns vielsagend an. Tante Meta hatte nämlich behauptet, ihre Umsiedlung habe bereits 1939 stattgefunden, war aber mittlerweile wegen Roberts Krankheit und der Beerdigung ihres Großvaters bereit, auch Ende 1940 zu akzeptieren. Nun erwähnte Tante Grete die Jahreszahl, die ich nach meiner Lektüre für die einzig mögliche hielt. Die Aussage „vor dem Krieg“ war wahrscheinlich der litauischen Perspektive geschuldet. 1942 war Grete mit ihren Eltern wieder aus Mecklenburg zurückgekehrt und hiergeblieben, als die meisten ihrer Verwandten im Sommer 1944 Litauen verließen.

Ihr Vater hatte sich später „Richardas Gėrolcas“ genannt, und auch alle anderen deutschen Namen waren litauisiert worden. Auf Metas Nachfragen erfuhren wir noch, dass sie in einer Verwaltung gearbeitet hatte und daraus eine kleine Rente bezog und dass es hier ein "Auto" gebe, mit dem sie direkt bis nach Veiviržėnai zum Arzt fahren könne. Es waren wirklich sehr verschiedene Lebenswege, die die beiden Cousinen zurückgelegt hatten.

Wir schrieben unsere Namen auf einen Zettel und fragten, ob wir morgen wiederkommen sollten. „Ja, kommt morgen wieder. Dann ist auch meine Tochter da.“ Tante Grete begleitete uns hinaus. Wir nahmen sie in die Mitte für ein abschließendes Foto auf der Treppe. Da richtete sie sich auf und warf ihre Krücken ins Blumenbeet. Auf der Rückfahrt waren wir völlig aufgeregt und redeten alle durcheinander. Wir konnten es nicht fassen, was an diesem Tag alles geschehen war, so unverhofft, dass wir nie im Leben davon geträumt hätten. Uns beschäftigte noch die Frage nach der gesundheitlichen Versorgung in Litauen, als wir an den hundertjährigen Mann in Varniai, an die Frau auf dem Flachshof und an Tante Grete dachten.

Von Rasa mussten wir uns nun verabschieden. Sie bedankte sich, dass sie hatte dabei sein dürfen. Dabei waren wir es doch, die zu danken hatten: für ihre angenehme Begleitung und ihren Humor, ihr Engagement und ihre Einfühlsamkeit. Sie hatte sich ganz der Sache zur Verfügung gestellt und hatte sich persönlich eingemischt, war aber unaufdringlich in den Hintergrund getreten, wenn es angemessen war. Ohne sie hätten wir Kaunas nicht gesehen. Wir wären nicht den vielen Män-

nern und Frauen begegnet und hätten nicht diese Einblicke in die sanfte und zugleich starke litauische Seele bekommen. Wir hätten den besten Käsekuchen nicht gegessen und hätten auch Tante Grete nicht gefunden. „Labai ačiū, Rasa!“

10. Tag: Sonntag, 31. Juli 2011 (in Šalpėnai / Švėkšna)

Im fernen Deutschland hatten wir uns einmal vorgestellt, dass wir den heutigen Sonntag am Strand von Palanga verbringen würden. Ich hatte auch Badesachen und Sonnenöl dabei. Aber nun war ja alles ganz anders gekommen, sodass wir etwas viel Besseres vorhatten. Wir hatten Tante Grete versprochen: „Wir kommen morgen noch einmal wieder.“ Das mussten wir natürlich auch halten und haben es nicht bereut. Der Sonntag war ja für einen Verwandtenbesuch ohnehin günstig. Als geeigneten Zeitpunkt hatten wir provisorisch eine Abfahrt um 14 Uhr ins Auge gefasst, um eine Stunde später zur Kaffeezeit dort zu sein.

So hatten wir einen halben Tag Zeit zum Relaxen. Die meisten entschieden sich für einen Strandspaziergang, in Gruppen oder allein. Dort angekommen war ich heilfroh, dass ich heute noch etwas anderes vorhatte. Halb Litauen hatte sich verschworen, am letzten Julisonntag den Strand von Palanga zu belagern. Herden von Männern, Frauen und Kindern in allen Formen und Größen hatten sich dort versammelt. Sie hatten Decken, Matten oder Handtücher ausgebreitet, sodass vom Sand kaum noch etwas zu sehen war. Kinderwagen und Sonnenschirme, Wasserbälle und Gummitiere versperrten den Weg. Es roch nach Sonnenöl und Pommes frites, nach Salzwasser und Tang. Es machte keinen Spaß, sich hier durchzukämpfen. So fiel der Badetag – zwar nicht ins Wasser, aber doch den Umständen zum Opfer.

Als wir um 14 Uhr beim Hotel unserer Verwandten eintrafen, war noch unklar, wer überhaupt mitfahren wollte. Nach einigem Hin und Her stiegen Tante Meta und Günter zu uns ins Auto, und fröhlich winkend fuhren wir zu viert los. Wie wohltuend war es, heute einmal nichts suchen zu müssen, sondern schnurstracks den Weg zu nehmen, den wir schon kannten. Auf unser Klingeln hin öffnete ein halbwüchsiger Junge die Tür, verschwand aber sofort wieder im Inneren des Hauses. Wir sahen einander unschlüssig an und tasteten uns vor bis ins Wohnzimmer. Dort warteten wir ab und hörten aus den dahinter liegenden Räumen eifriges Rumoren. Nach einer ganzen Weile stand Lolita im Türrahmen, unsere neue Cousine zweiten Grades. Sie begrüßte uns – ich glaube auf

Deutsch, zog uns der Reihe nach an sich und gab jedem einen Kuss auf die Wange. Gleich danach wurden wir auch von ihrem Lebensgefährten begrüßt, der sich zunächst mit einem Handschlag begnügte und sich entschuldigte, dass er noch seine Arbeitskleidung an habe (genau genommen stand er mit nacktem Oberkörper da), er wolle sich aber sogleich umziehen. Leider kann ich die Handschrift mit seinem Namen nicht lesen und nenne ihn darum so, wie ihn auch Grėte bezeichnet hatte: „Draugas“, das heißt „der Freund“.

Wir standen nun halb im nächsten Zimmer, als auch Tante Grėte aus einem noch weiter dahinter liegenden dritten Zimmer hervorkam. Sie stellte fest: „Schon wieder so viele große Menschen, und ganz andere als jestern.“ In dem Gewühl habe ich nicht verstanden, ob sie sich über unseren Besuch freute, aber ich hatte stark den Eindruck. In der Ecke hinter der Tür saßen die beiden Enkel Deividas (14) und Ervinas (13) vor dem Computer und zeigten sich von dem ganzen Geschehen wenig beeindruckt.

Jetzt mussten wir uns setzen, und der Tisch wurde gedeckt: eine weiße Spitzendecke, geblünte Tassen, frischgebackener Käsekuchen, Johannisbeerkompott, saure Sahne, Sülze und Frischkäse aus eigener Herstellung, biologisch gezogene Gurken und Tomaten, heißes Wasser und Pulverkaffee und zuguterletzt eine Flasche mit dem guten und milden litauischen Wodka. Den brachte der Freund herbei, der sich mittlerweile richtig chic gemacht und damit seine Wertschätzung zum Ausdruck gebracht hatte. Auch Tante Grėte stand später noch einmal auf, um ihre Sonntagsbluse anzuziehen.

„Draugas“ begann ein Gespräch, in dem er sich sehr lebhaft für uns interessierte und alles Mögliche wissen wollte. Glücklicherweise kannte ich ein paar Verwandtschaftsbezeichnungen, wie „mein Bruder“ (mano brolis), „meine Tante“ (mano teta) und „mein Cousin“ (mano pusbrolis). „Draugas“ versuchte nun herauszufinden, ob Hans-Joachim eine Frau habe. Aber ich verstand permanent, ob ich seine Frau sei, und beteuerte darum immer wieder: „Das ist mein Bruder!“ Nach derlei Missverständnissen warteten wir lieber auf die Ankunft von Vanda, die uns beim Übersetzen helfen würde.

Vanda ist Tante Grėtes „erstgeborene Tochter“ und genauso alt wie ich. Sie wohnt in Švėkšna und hat fünf Kinder. Mit ihr haben ihre Eltern noch Deutsch gesprochen, während die um 18 Jahre jüngere Lolita sich die Sprache nicht mehr zutraut, obwohl sie entschieden besser Deutsch

spricht als ich Litauisch. Vanda brachte ihren niedlichen sechsjährigen Enkel Jonas mit, küsste zuerst liebevoll ihre Mama, dann einen jeden von uns, und war gleich mitten im Geschehen, so als hätten wir uns schon immer gekannt. Ich erkundete ihre sämtlichen Familienverhältnisse und ließ mir die Namen und Geburtsdaten in mein Merkheft schreiben. Vanda hat 1970 im Alter von 18 Jahren geheiratet und hatte bereits mit 25 Jahren alle ihre fünf Kinder geboren: Vilija, Jonas, Albertas, Ingrida und Vida.

Während Tante Meta sich mit ihrer Cousine zweiten Grades unterhielt und ich mit meiner, nahm „Draugas“ sich der beiden Männer an und führte Hans-Joachim und Günter über das Anwesen. Er zeigte ihnen stolz den Blumengarten mit dem Teich, dem Brunnen und der Hängematte, präsentierte die Gemüsebeete und das Gewächshaus, die Scheune und den Hühnerstall und wies auf die handwerklichen Arbeiten hin, die am Hause noch erforderlich seien. Günter hielt alles im Foto fest. Hans-Joachim war hinterher ganz beeindruckt davon, wie viel man voneinander verstehen kann, ohne jeweils die Sprache des anderen zu sprechen.

Als die drei Freunde wieder zurück waren, machte das Wodkaglas mehrfach die Runde. Anscheinend gilt es als unhöflich, das gute Getränk abzulehnen. Daher hatte Hans-Joachim seine liebe Mühe damit, unbeirrbar zu erklären, dass er beim Autofahren keinen Alkohol trinkt. Tante Grete redete ihm immer wieder gut zu: „Is doch keijn Jift!“ Schließlich sah sie ein, dass die Männer in Deutschland eben nicht so viel trinken, während sie in Litauen erst aufhören, wenn sie unter den Tisch gekrochen sind! Sie selbst ließ sich indessen nicht lange nötigen. Sie wurde mit jedem Gläschen gelöster und konnte nun auch der Unterhaltung akustisch immer besser folgen! Sogar Hans-Joachims Bassstimme war auf einmal kein Problem mehr, sodass sie ihn nach sorgfältigem Nachdenken in das folgende Gespräch verwickelte: „Du, ist es dir unangenehm, wenn ich dich etwas frage?“ „Kommt ganz darauf an.“ „Hast du eine Familie?“ „Nein, ich lebe allein.“ Darauf folgte eine lange Pause, bis sie zu dem Ergebnis kam: „Freiheit ist eben doch das Beste!“

Lolita und die Kinder kamen bei alledem etwas zu kurz und schauten nur manchmal vorbei, um zu sehen, was wir gerade machten. So vergingen gut zwei Stunden, bis Vanda aufbrechen wollte. Jonas drängte darauf, nach Hause zu fahren, weil heute dort ein Kälbchen geboren werden sollte. Wir versprachen, die beiden im Auto mitzunehmen, denn die

Fahrt über Švěkšna war für uns kein großer Umweg. Wir verabschiedeten uns von Tante Grète und wünschten einander Gesundheit und Gottes Segen: „Der liebe Gott möge euch beschützen!“ Auch die beiden Enkel waren mittlerweile etwas zutraulicher geworden und gaben uns die Hand.

Den Abschluss bildete ein gemeinsamer Rundgang, bei dem nun auch Tante Meta und ich den Garten, die Scheune und das Gewächshaus bewunderten und eine Handvoll von Lolitas Tomaten einsteckten. Tante Meta erbat sich noch einen Blumenableger für ihren Garten in Warendorf. Dabei erfuhr ich zu meiner Überraschung, dass man sich für Blumen nicht bedanken darf. Anscheinend gehören hier Blumen zu den unveräußerlichen Menschenrechten und sind ebenso wenig Privateigentum wie Wasser, Luft und Freiheit.

Als wir zum Auto gingen, war auch Tante Grète noch einmal aus dem Haus gekommen. Sie hielt sich wieder an Hans-Joachim, den sie besonders in Herz geschlossen hatte, und erzählte zum wiederholten Mal: „Wir waren umgesiedelt, nach Mecklenburg. Wir waren im Lager in Selow. Die nächste Stadt hieß Bitzow. Das war nämlich bei Güstrow, damals vor dem Krieg.“ Diesmal umarmte und küsste uns auch der Freund. Dann fing es an zu regnen. Schnell quetschten wir uns zu sechst in das Auto und waren erneut froh, dass wir keinen Clio hatten. Winkend fuhren wir davon. Jonas schlief auf meinem Schoß fast ein. Und Vanda konnte ihr Glück noch nicht fassen: „Immer war ich traurig, dass wir hier so allein sind und dass ich keine Cousinen habe. Und jetzt habe ich auf einmal ein ganzes Auto voll!“

In Švěkšna kannten wir uns ja schon aus. Wir waren schon zweimal durch den Ort gekommen, ohne zu wissen, dass wir ganz nahe an unserer Cousine zweitem Grades vorbeigekommen waren, die dort ein Haus besitzt. Das bewohnt sie mit Sohn, Schwiegertochter und Enkel. (Von ihrem Mann war die ganze Zeit keine Rede.) Natürlich mussten wir mit hineinkommen und noch ein Glas Wein miteinander trinken. Auf den ersten Blick erkannten wir Vandas Liebe zu Blumen und Kräutern. Überall in dem großen Wohnzimmer waren getrocknete Pflanzen ausgebreitet, auf dem Fußboden ebenso wie auf einem ovalen Tisch, der anscheinend sonst als „Hausaltar“ diente. Es befanden sich darauf nämlich ein hölzernes Kruzifix und ein Stapel mit Gesangbüchern, während an der Wand ein großes Christusgemälde hing. An anderen Wänden und auf dem Schrank sahen wir zahlreiche Fotos von ihrer Familie.

Beim Wein hörten wir noch weitere Geschichten: von ihrer ältesten Tochter Vilija, die wie ein Engel sei und wochenlang bei ihr am Bett gesessen habe, als sie nach einer Krebsoperation in Lebensgefahr geschwebt habe. Vilija würde in diesem Jahr 40 Jahre alt, und es sei sehr schade, dass sie keine Kinder habe. Sie habe aber einen lieben Mann, der ein guter Mensch sei, und einen erfüllenden Beruf. Wenn ich das richtig behalten habe, lebt Vilija in Kopenhagen und arbeitet dort als eine Art Sozialarbeiterin. Sie hat u.a. in Heidelberg studiert, wo Vanda sie besuchen durfte. Dort hatte sie in der Universitätskantine den Ableger eines Gummibaumes entwendet, der jetzt in der Zimmerecke stand und mittlerweile bis zur Decke reichte. So konnten wir uns mit eigenen Augen davon überzeugen, dass geklaute Blumen tatsächlich am besten gedeihen!

Wir nahmen auch das Foto zur Kenntnis, auf dem der geschiedene Mann einer anderen Tochter zu sehen war. Er hatte einmal einen Unfall verursacht, bei dem der andere Autofahrer ums Leben gekommen war und er selbst auf Leben und Tod im Krankenhaus gelegen hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich in eine attraktive Krankenschwester verliebt und sich nach seiner Genesung mit ihr aus dem Staub gemacht. Angesichts dieser Tatsache hätte ich das Foto von dem Wohnzimmerschrank entfernt!

Währenddessen hatte Jonas von seiner Mutter eine Nachricht erhalten, über die er bitterlich weinte: Die Fische in seinem Aquarium waren gestorben, und er kam ins Wohnzimmer, um sich von seiner Großmutter trösten zu lassen. Nach geraumer Zeit kam er zum zweiten Mal herein, diesmal strahlend, und berichtete, dass die Fische sich wieder erholt hätten und es sich um einen Irrtum gehandelt habe. Wir konnten uns diese Wiederbelebung nicht wirklich erklären, freuten uns aber, dass Jonas wieder glücklich war.

Vor der Haustür begegnete uns noch eine andere Tiergeschichte: Dort wohnte in seiner Hütte ein niedlicher kleiner Hund. Vermutlich war er als Wachhund vorgesehen, was sich aber als eine komplette Fehlbesetzung erwies. Er steckte zunächst nur den Kopf heraus und zog sich, als Hans-Joachim auf ihn zuing, schnell rückwärts in die Hütte zurück. Vorsichtig wagte er sich wieder ein Stück hervor und kläffte schüchtern. Als Hans-Joachim ihm mit einem leisen „Wau“ antwortete, zitterte er am ganzen Körper vor Angst. So ging es eine ganze Weile hin und her, bis er begriffen hatte, dass Hans-Joachim „ein Lieber“ war. Nach vor-

sichtiger gegenseitiger Annäherung schmiegte er sich an seine Beine und ließ sich streicheln, erleichtert, dass ihm nun nichts mehr geschehen konnte. Als ich mich in seine Seele hineinversetzte, bekam ich aufrichtiges Mitleid, denn diese permanente Überforderung durch eine zu große Aufgabe konnte ich richtig nachempfinden.

In einem runden Pavillon im Hof saß die Schwiegertochter inmitten von Blumen und trank Kaffee. Wir konnten sie aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse nur per Handschlag begrüßen und erfuhren von Vanda, dass auch sie eine große Blumenliebhaberin sei und einen Großteil der Gartenarbeit erledigte. Für Tante Meta gab es zum Abschied noch einmal einen Ableger.

Zurück in Palanga, trafen wir uns alle vollzählig zum Essen im „Litauischen Morgen“. Es war unser letzter gemeinsamer Abend. Wir würden am nächsten Morgen nach Polen aufbrechen, während die anderen noch ein paar Tage hierbleiben wollten. Als wir ihnen unsere Route vorstellten, kamen auch noch andere Geschichten zum Vorschein, z.B. von der Flucht aus der DDR. Tante Meta erzählte, wie sich dies alles aus ihrer Perspektive abgespielt hatte und wer mit wem, wann und warum Mecklenburg verlassen hatte.

Dann verabschiedeten wir uns herzlich voneinander in der Vorfreude, uns nur wenige Tage später in Warendorf bei Tante Metas 80. Geburtstag wiederzusehen. Leider konnte ich bei diesem schönen Fest aus gesundheitlichen Gründen nicht dabei sein. Aber Hans-Joachim hat dort einen ausführlichen Reisebericht gegeben und anhand von Fotos alles noch einmal lebendig werden lassen. Diese Reise war Tante Metas schönstes Geschenk!

IV. Kapitel: Unsere Rückreise durch Polen

11. Tag: Montag, 1. August 2011 (von Palanga nach Pasym)

Nach drei Übernachtungen im „Alka“ packten wir wieder einmal unsere Koffer und verabschiedeten uns von dem reizenden Mitarbeiter an der Rezeption „bis zum nächsten Jahr“. Es war hier sehr angenehm gewesen, vielleicht sogar noch ein bisschen schöner als in Danzig. Bereits am ersten Abend hatten wir ein gutes Gefühl gehabt, als eine fröhliche und natürliche Litauerin uns begrüßt und die Formalitäten in einem lustigen Mix aus drei Sprachen erledigt hatte. Zum Schluss hatte sie uns erklärt, dass wir unser Auto auf dem hoteleigenen Parkplatz mit Schranke abstellen könnten, und hatte uns versprochen: „Ich open!“

Neben der ganzen Familien-Historie hatte Hans-Joachim hier noch einen kleinen privaten Erzählstrang gehabt und mich täglich mit den neusten Episoden erheitert. Er hatte nämlich ein Zimmer erhalten, das zwar ganz neu, aber leider noch nicht ganz fertig war. Die besonders geschmackvolle Ausstattung und der riesige Flachbildschirm ließen schon erahnen, dass es einmal perfekt werden würde, aber manches fehlte eben noch. Die Tür war noch nicht mit einem Kartenlesegerät ausgestattet, sodass Hans-Joachim den einzigen vorhandenen Schlüssel („the one and only key“) erhalten hatte mit der dringenden Bitte, ihn keinesfalls zu verlieren und ihn jedes Mal beim Verlassen des Hotels abzugeben, da sonst weder die Reinigungskräfte noch die Handwerker das Zimmer betreten könnten. Als er sich am Sonntag in der Mittagspause ein wenig ausruhen wollte, klopfte ständig jemand an, um etwas zu bringen, einen Stuhl, ein Telefon, eine Fernbedienung, bis langsam die Ausstattung komplett war. Nur das Badezimmerproblem war bis zum Schluss nicht in den Griff zu bekommen. Die barrierefreie Dusche erwies sich eindeutig als Fehlkonstruktion; schon die kleinsten Mengen von Wasser liefen „bergab“ durch den Türspalt und in den neuen Teppichboden im Flur. Die freundlichen Menschen an der Rezeption ließen sich dadurch aber nicht aus der Ruhe bringen und drückten ihm zur vorübergehenden Lösung des Problems einen Stapel von Badetüchern in die Hand. So hatte er also in ständigem Kontakt mit den Mitarbeitern gestanden.

Am lustigsten fand ich jedoch die Geschichte mit dem Strafzettel. Weil der oben genannte Parkplatz entschieden zu klein war, fanden wir das Auto am Samstagmorgen zugeparkt vor und stellten es daraufhin am Abend vorsorglich am Straßenrand ab, ohne auf das Parkverbotsschild zu achten. Tatsächlich „prangte“ am Sonntag ein Strafzettel an der Windschutzscheibe, der zweite und letzte auf unserer Reise. Hans-Joachim brachte ihn wie eine Trophäe zu seinem netten Bekannten an der Rezeption und schilderte ihm die Lage. Der nahm den Zettel an sich und sagte: „Vergessen Sie ihn.“ Bei der nächsten Begegnung berichtete er freudestrahlend, dass er bei der Polizei angerufen habe und der Fall erledigt sei. Ich habe bisher noch nie etwas davon gehört, dass man Strafzettel einfach wieder abbestellen kann, und finde ein Land sehr sympathisch, in dem man mit den kleineren Problemen derart pragmatisch verfährt. Wir waren also rundherum zufrieden und meinten es ehrlich, als wir sagten, dass wir im nächsten Jahr wiederkommen wollten. „Then we’ll be better“, lautete daraufhin die augenzwinkernde Antwort.

Wir schlenderten noch einmal zum Strand hinunter und bis zum Ende des Stegs. Das Wetter war herrlich. Heute hätte das Baden Spaß gemacht. Im „Lietuvos rytas“ aßen wir zum Abschied ein Stück Kuchen und tranken Cappuccino. Der Kellner freute sich riesig über die paar litauischen Brocken: „Prašom sąskaitą“ (Bitte die Rechnung!) und „Iki pasimatymo!“ (Auf Wiedersehen!) Mit diesen Worten verabschiedeten wir uns aus Palanga, und der lange Rückweg begann...

Unsere Spurensuche in Litauen war hiermit beendet. Die nächsten Stationen fasse ich darum für die „Annaberger Annalen“ nur kurz zusammen. Jetzt wollten wir noch eine andere Spur verfolgen und in Polen den Ort finden, wo unsere Großmutter mütterlicherseits geboren wurde. Wir legten an diesem Tag ungefähr 580 km zurück, fuhren wieder durch das schöne Masuren und übernachteten in Pasy in einem entzückenden Hotel direkt am See.

12. Tag: Dienstag, 2. August 2011
(von Pasy über Wielbark-Kołodziejowy Grad-Lejkowo nach
Warschau)

Am nächsten Morgen fuhren wir weiter ins 40 km entfernte Wielbark, ehemals Willenberg, wo im Mai 1927 unsere Großeltern mütterlicherseits, Marie aus Radegrund und Paul aus Demmin, geheiratet haben, ebenfalls Jahre zuvor auch schon die Eltern unserer Großmutter, der Bauer Friedrich aus Radegrund und Karoline aus Röbel. Von dort war es dann nicht mehr weit bis nach Kołodziejowy Grad (Radegrund), dem Geburtsort unserer Großmutter Marie, und nach Lejkowo (Röbel), wo unsere Urgroßmutter Karoline geboren wurde. Nun waren wir also in einem ganz anderen Film, und ganz andere Geschichten wurden lebendig...

Danach waren wir am Ende unserer deutsch-polnisch-litauischen Namensliste angekommen und fuhren weiter nach Warschau. Wir hatten noch Zeit für einen Abendspaziergang durch die beeindruckende Altstadt, aßen in einem gepflegten Restaurant zu Abend und übernachteten wieder einmal in einem "Ibis"-Hotel.

13. Tag; Mittwoch, 3. August 2011 (Von Warschau nach Bochum / Herne)

Am nächsten Tag fahren wir zum Chopin-Flughafen, gaben dort unsern Mietwagen zurück und landeten pünktlich im kühlen und regnerischen Düsseldorf. Die Deutsche Bahn brachte uns zurück zum Bochumer Hauptbahnhof.

Nach kurzer Taxifahrt (wegen unserer immer noch genauso schweren Koffer) standen wir am Abend wieder auf dem Parkplatz, wo unsere Reise vor zwölf Tagen begonnen hatte und wo mein kleiner roter Aygo mich schon erwartete. Alles schien unverändert. Nur eine winzige Kleinigkeit erinnerte an die Erlebnisse der zurückliegenden Tage: die Wodkaflasche, die Hans-Joachim aus Warschau mitgebracht hatte und aus der er zum Abschluss auf seinem Balkon jedem ein Gläschen spendierte. Bleibt nur noch zu sagen: „Būk sveikas!“

Bilder von Hans-Joachim Herholz